

**Eugen Sorg über die Wiederauferstehung von Mali**

Nummer 11 – 12. März 2015 – 83. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Mordfall Adeline:  
Wie der Mörder  
die Psychiater narrete

# DIE WELTWOCHEN



## **Das hilfsbedürftige Geschlecht**

Zur staatlichen Konstruktion eines Vorurteils.  
*Von Rico Bandle und Katja Oskamp*

## **Der neue Klassenkampf**

Die Wirtschaft zahlt. Der Staat gedeiht feudal. *Von Beat Gygi und Peter Keller*

## **Dunkelmann des Bundes**

Die mysteriöse Laufbahn des zwielichtigen Revisors Daniel Senn.  
*Von Philipp Gut*



# Europa macht es der Schweiz nach.



**E** Swiss  
Netto  
Bonus mit Währungsvorteil  
und Frühlingsprämie  
von Fr. 6'030.-\*

## Der neue Passat. Car of the Year 2015.

Bereits für Fr. 27'270.-\*

58 Experten, 22 Länder, ein Gewinner: Europas Automobilerxperten küren den neuen Passat zum Car of the Year 2015. Dies, nachdem er bereits von einer hiesigen Fachjury zum Schweizer Auto des Jahres auserwählt wurde. Einige Gründe entdecken Sie auf den ersten Blick – die unzähligen anderen am besten bei einer Probefahrt.



Das Auto.

\*Berechnungsbeispiel: Passat Limousine 1.4 TSI BMT, 125 PS, 6-Gang manuell, Energieverbrauch: 5.3 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emission: 123 g/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 144 g/km), Energieeffizienz-Kategorie: C. Regulärer Preis: Fr. 33'300.-, abzüglich Frühlingsprämie Fr. 3'000.-, abzüglich "SNB" Fr. 3'030.-, tatsächlich zu bezahlender Preis: Fr. 27'270.-. Laufzeit der Aktion "Swiss Netto Bonus" und Frühlingsprämie: vom 2.3. bis 31.3.2015. Abgebildetes Modell Passat Variant Highline 2.0 TDI BMT, 150 PS, 6-Gang manuell inkl. Mehrausstattung (R-Line Exterieur, Metallic-Lackierung, LED-Scheinwerfer, 19" Leichtmetallräder, Panoramadach): Fr. 45'288.-. \*10% Reduktion auf den unverbindlich empfohlenen Brutto-Verkaufspreis inkl. Optionen, abzüglich Frühlingsprämie. Kumulierbar mit der Garantieverlängerung und dem Vorzugsleasing. Erhältlich nur bei offiziellen Volkswagen Partnern. Preisänderungen vorbehalten.

Im Februar reisten der Reporter Eugen Sorg und der belgische Fotograf Tim Dirven an das legendäre «Festival sur le Niger» im malischen Ségou. Nicht nur die Musik war grossartig, sondern auch das fast ausschliesslich afrikanische Publikum. Dessen Begeisterung und schiere Lebensfreude waren umwerfend. Dies ist nicht nur bemerkenswert, weil in Mali vor kurzem noch die letzten Ebola-Toten begraben wurden. Sondern auch, weil das Land nur zwei Jahre zuvor



**Willkommen:** Weltwoche-Autor Sorg.

beinahe an einer militärischen Offensive muslimischer Terroristen zugrunde gegangen wäre. Angesichts des nach wie vor hohen Attentatsrisikos gaben allerdings auch die am Festival kaum vorhandenen Terrorschutzmassnahmen den Reportern zu denken. Wenige Wochen darauf wurde denn auch in der Hauptstadt Bamako ein tödlicher Terroranschlag auf einen bei Einheimischen wie Europäern beliebten Nachtclub verübt. Nur wenige Schritte vom Hotel entfernt, wo auch Sorg ein paar Tage verbracht hatte. Im Übrigen freuen wir uns sehr über das Comeback des langjährigen Weltwoche-Redaktors als freier Autor. Mögen diesem Text noch viele weitere folgen! **Seite 11, 48**

Manchmal schreibt die Wirklichkeit Pointen, wie man sie sich kaum ausdenken kann. So etwa im mysteriösen Fall Daniel Senn. Der einst gefeierte Finanzprüfer, der für den Bund in den sensiblen Affären von Oskar Holenweger bis Philipp Hildebrand als Gutachter tätig war, sieht sich nun selbst mit dem Vorwurf konfrontiert, unsauber geschäftet und womöglich gar Insiderhandel getrieben zu haben. Philipp Gut hat den

Fall recherchiert, bei dem die Behörden bis hin zum Bundesrat mauern und schweigen. **Seite 14**

Im dritten Teil der Serie über den Rückfalltäter Fabrice Anthamatten, der im September 2013 in Genf die Sozialtherapeutin Adeline M. ermordet hat, befasst sich Redaktor Alex Baur mit den psychiatrischen Gutachten und Führungsberichten, die zur fatalen Fehldiagnose führten. Er rekonstruiert, wie Anthamatten die Genfer Psychiater und Psychologen auf eine falsche Fährte lockte. Mit erfundenen Alkohol- und Sexproblemen lenkte der Psychopath von seinen abgründigen Motiven und Phantasien ab – und liess sich für erfundene Gebrechen therapieren. Baur's Recherchen führen zu einem erschütternden Schluss: Hätten sich die Genfer Forensiker nur an den Gerichtsakten orientiert, statt den hanebüchenen Verharmlosungen des Vergewaltigers blind zu glauben, hätten sie dessen Gefährlichkeit erkennen müssen. **Seite 40**

Keine staatliche Instanz steht seit Monaten derart unter öffentlichem Beschuss wie die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden, kurz Kesb. Deren Vertreter werden in Zeitungsberichten als eine Art Fachidioten dargestellt, die mit Eifer Familien zerreißen und Kinder samt Eltern ins Unglück stürzen. Wie erlebt jemand, der für die Kesb arbeitet, diesen Sturm der Entrüstung? Gleich mehrere Kesb-Mitarbeiter waren bereit, Einblick in ihre Tätigkeit zu geben. **Seite 38**

Die Weltwoche baut ihre Berichterstattung weiter aus. Um das aktuelle Geschehen noch differenzierter aufzuarbeiten, erhöhen wir die Dichte und die Zahl der Artikel im vordersten Teil. Ausserdem wird die beliebte Rubrik «Personenkontrolle» auf eine Doppelseite ausgebaut. Neu werden jeweils zwei Nachrufe zu lesen sein.

*Ihre Weltwoche*



CRESTA  
PALACE

*Frühlingsbote*

SKI-(S)PASS CHF 35.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.  
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1225.– im DZ/Person  
Ab 2 Nächten:  
Skipass für CHF 35.– pro Person/Aufenthaltsstag  
Wintersaison bis 12. April 2015

\*\*\*

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch  
**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Florian Schwab,  
Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Tom Kummer, Christoph Landolt,  
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele,  
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,  
Deborah Neufeld, Daniela Niederberger,  
Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*),  
Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und  
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,  
Sandra Noser, Gregor Szyndler,  
Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Fabian Keller, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** Aextra  
**Tarife und Buchungen:** info@aextra.ch  
**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# Wer sind wir?

## Was hat die Schweiz von gestern mit der Schweiz von heute zu tun?

Diskussionsrunde zum Thema «Die Schweiz und ihre historische Identität» mit:



Roger Köppel  
Verleger und Chef-  
redaktor Weltwoche



André Holenstein  
Professor für  
Schweizer Geschichte



Josef Lang  
alt Nationalrat (Grüne)  
Historiker



Peter Keller  
Nationalrat (SVP)  
Historiker

**Jetzt anmelden!**

Mittwoch, 1. April 2015, 18.30 Uhr (Türöffnung: 18 Uhr)  
«National Bern», Theatersaal, Hirschengraben 24, 3011 Bern  
Anmeldung: E-Mail an [podium@weltwoche.ch](mailto:podium@weltwoche.ch)  
oder unter Telefon 058 680 10 24, Eintritt frei

### «Die Schweizer Schlachten»

Die Weltwoche präsentiert ihr überarbeitetes Spezialheft mit neuen Karten plus 16 Seiten zu: Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Franzoseneinfall, unsere Mythen, Friedensmacht Schweiz. Weltwoche-Sonderheft, 76 Seiten, Fr. 25.– (inkl. MwSt., exkl. Porto)  
Bestellung: per E-Mail an [schweizerschlachten@weltwoche.ch](mailto:schweizerschlachten@weltwoche.ch) oder beim Kundendienst unter der Telefonnummer 043 444 57 01.



## 3000 Syrer

Eine restriktive Asylpolitik ist nicht unmenschlich. Sie ist eine Forderung der Ethik.

Von Roger Köppel

Laut NZZ hat der Bundesrat letzten Freitag entschieden, 3000 Syrer im Schnellverfahren als Flüchtlinge in der Schweiz aufzunehmen. Das heisst: Die Syrer dürfen für immer hierbleiben. Sie können ihre Familien nachziehen. Was die Massnahme für die derzeit hängigen 7065 weiteren syrischen Asylgesuche bedeutet, verschweigt die Regierung. Man will sich alle Möglichkeiten offenhalten.

Letzte Woche kam ausserdem heraus, dass die Schweiz gemäss einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts bei Syrern Wehrdienstverweigerung als Asylgrund anerkennt. Es ist mit einer steil steigenden Nachfragekurve zu rechnen. Die Schweiz hat mit den Eritreern bereits einschlägige Erfahrung gesammelt. Sie liess auch hier Dienstverweigerung als Asylgrund gelten. Die Zahl eritreischer Asylsuchender schwoll daraufhin so massiv an, dass der entsprechende Gesetzesparagraf wieder abgemildert werden musste.

Die Misere lässt sich an den Zahlen ablesen: Rund neunzig Prozent der eritreischen Flüchtlinge leben heute in der Schweiz ausschliesslich von der Sozialhilfe. Bei den Syrern bahnt sich jetzt mit bundesrätlichem Segen das gleiche Debakel an.

Die Schweiz hat eine humanitäre Flüchtlingstradition. Darauf ist sie stolz. Zu Recht. Als Gralshüter dieser Tradition hat der Bundesrat dafür zu sorgen, dass die Flüchtlingspraxis sorgfältig und korrekt gehandhabt wird. Er muss schauen, dass die richtigen Personen Asyl gewährt bekommen. Er muss die Rechtsordnung durchsetzen. Er muss die Bevölkerung ernst nehmen, wenn Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Asylwesens aufkommen. Eine falsche Politik produziert Misstrauen, Unmut, Fremdenhass und, in letzter, schlimmer Konsequenz, brennende Asylantenheime wie in Frankreich oder Deutschland.

Das Schweizer Asylwesen ist ein Problemsumpf. Die Verfahren dauern zu lange. Abgelehnte Asylbewerber bleiben trotzdem. Viele verweigern die Rückschaffung. Die Bleibequote liegt bei sechzig Prozent. In den Gemeinden explodieren die Sozialkosten, weil die Kontingente zentralistisch zugewiesen werden ohne Rücksicht auf Verkräftbarkeit. Den brodelnden Groll verschärfen Asylsuchende selber, wenn sie ihr Gastrecht für Straftaten und Randalmissbrauch. Das freilich ist nicht ihre Schuld. Verantwortlich sind die Behörden, die



«Eine falsche Politik produziert Fremdenhass.»

an der Wurzel nichts dagegen unternehmen. Die Obrigkeit, die Linke und die ihr gewogenen Medien knüppeln Kritik mit der Rassistmuskeule weg. Sie diffamieren die Leute, die unter den Lasten der falschen Asylpolitik leiden als Fremdenfeinde. Die Politiker wollen die Probleme nicht lösen, die sie selber verursachen. Justizministerin Simonetta Sommaruga gibt sich gerne als Schulmeisterin dieser Hochmoral. Die Züchtigungen zielen darauf ab, die Kritiker einzuschüchtern, damit niemand von den Missständen redet.

Jedoch: Die Leute schlucken es nicht mehr. Die Schweizer sind nicht gegen Flüchtlinge,



aber immer mehr Leute sind empört, weil der Bund sich weigert, das eigene Asylrecht ähnlich mitleidlos durchzusetzen wie das Steuerrecht oder das Bussenregime im Strassenverkehr. Trotz unbewältigter Asylmisere sollen jetzt Tausende von neuen Flüchtlingen kommen. Die Leute spüren es längst: Das ist keine Massnahme zur Minderung des Elends, sondern eine PR-Aktion auf dem Jahrmarkt der politischen Eitelkeiten.

Eine Ethik formuliert taugliche Regeln für den Alltagsgebrauch. Ethisches Verhalten muss sich somit immer an der konkreten Gemeinschaft ausrichten, die sich die ethischen Verhaltensregeln gegeben hat. Der ethische Anspruch der Asylpolitik hat sich zu bewähren in der Lebenswirklichkeit der hier lebenden Menschen, die sich dem ethischen Anspruch unserer Flüchtlingspolitik verpflichtet fühlen. Die Schweiz darf keine Flüchtlingspolitik betreiben, die von den Leuten nicht mehr mitgetragen wird. Lässt der Bundesrat dies zu, gefährdet er die humanitären Errungenschaften, die er zu pflegen vorgibt.

Der Bundesrat handelt unethisch, wenn er willkürlich 3000 Syrer samt Anhang aufnimmt. Er handelt unethisch, weil er die humanitäre Aufnahmebereitschaft der Bevölkerung strapaziert, die unter den Risiken und Nebenwirkungen seiner Politik leidet. Er handelt auch unethisch in Bezug auf die Herkunftsländer, die beim Wiederaufbau die dauerhaft in der Schweiz lebenden Flüchtlinge benötigen würden. Und er handelt unethisch in Bezug auf die Flüchtlinge selber, von denen die meisten, da kulturell fremd, als Dauer-«Klienten» in unserem Sozialstaat enden werden. Was wiederum den Unmut unter den Schweizern verschärft.

Wäre es dem Bundesrat wirklich um die Sache und nicht um die scheinethische Bewirtung seines Images gegangen, hätte er die Syrer nur vorläufig aufgenommen. Oder seine Hilfe weniger medienwirksam vor Ort intensiviert. Ein Flüchtling ist eine Person, die daheim an Leib und Leben bedroht ist. Da der Syrienkrieg nicht ewig dauern wird, ist es zumutbar, vernünftig und ethisch, Flüchtlingen aus dieser Gegend regional zu helfen oder sie so lange aufzunehmen, bis sie wieder nach Hause zurückkehren können. Tatsache ist allerdings, dass in der Schweiz auch die vorläufig Aufgenommenen meistens für immer bleiben. Die Behörden setzen die Gesetze nicht mehr durch. Die angeblich grosszügige Geste gegenüber den Syrern entpuppt sich bei genauem Hinsehen als Schwächesymptom einer Funktionsstörung des Rechtsstaats.

Eine massvolle und damit restriktive Flüchtlingspolitik ist nicht unmenschlich. Sie ist im Gegenteil eine Forderung der Ethik – und der Vernunft. Humanitäres, karitatives Handeln darf sich nicht überdehnen und überfordern. Sonst zerstört es seine Grundlagen.



*Bissig in Bern:* Biber. Seite 36



*Rückbesinnung:* Konstantin Malofejew. Seite 54



*Churchill 2.0:* Boris Johnson. Seite 66



*«Festival sur le Niger»:* Ségou, Mali. Seite 48

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar Ermächtigungen**
- 9 **Im Auge** Christian Thielemann, Orchesterdirigent
- 10 **Zuwanderung** Zu feige
- 10 **Entwicklungshilfe** Schlechte Noten
- 10 **Medizin** Staatsplanung
- 11 **Afrika** Terror in Bamako
- 11 **Aviatic** Propaganda
- 12 **Personenkontrolle** Leuthard, Turrettini, von Graffenried, Muntwyler, Häsler, Spiess-Hegglin, Hürlimann etc.
- 13 **Nachruf 1** Sam Simon, Fernsehproduzent
- 13 **Nachruf 2** Natalia Revuelta Clews, Castro-Verehrerin
- 14 **Dunkelmann des Bundes**  
Hat Revisor Daniel Senn sein Wissen ausgenützt?
- 16 **Der grosse Graben**  
Streit nach der Aufgabe des Mindestkurs-Zieles
- 18 **Die Deutschen** Untermotorisiert
- 18 **Wirtschaft** Vorsicht wird bestraft
- 19 **Ausland** Der Clinton-Ballast wird schwerer
- 20 **Mörgeli** Neutralitätsfeier unter Sozialdemokraten
- 20 **Bodenmann** An den Lippen der Bundesräte
- 21 **Medien** Die Coolness der Korruption
- 21 **Gesellschaft** Das Cannabis-Hirn
- 22 **Leserbriefe/** Darf man das?

## Hintergrund

- 24 **Der neue Klassenkampf**  
Die Privatwirtschaft spart, der Staat breitet sich aus
- 28 **Das hilfsbedürftige Geschlecht**  
Sind Frauen ohne staatliche Hilfsprogramme verloren?
- 30 **Frauenquote** Es lebe der Unterschied
- 31 **Energiepolitik** Die Argumente von Bundesrätin Leuthard
- 32 **Steuerbonus für Holger und Sieglinde**  
Ausländer werden gegenüber Schweizern bevorzugt
- 34 **Arbeit auslagern? Gut so!**  
Wie kann die Schweiz gesund weiterwachsen?
- 36 **Aue um Aue, Span um Span**  
Unter dem Bundeshaus treibt der Biber sein Unwesen
- 38 **Das freundliche Gesicht der Kesb**  
Besuch bei einer Behörde unter Dauerbeschuss
- 40 **Mordfall Adeline M.** Fatale Fehldiagnose (Teil 3)
- 44 **Mein Auto weiss alles über mich**  
IT-Jurist Marc Strittmatter über Datenschutz
- 47 **Kirchen** Evangelische Kirchen haben keine Zukunft
- 48 **«Üben, Keith, üben»**  
Westafrikas Musiker feiern am «Festival sur le Niger»
- 54 **Für Gott, Putin und Mutterland**  
Oligarch Konstantin Malofejew träumt von einem Zaren
- 56 **Brief aus Berlin** Die verlorene Generation



«Dass ich das überlebt habe, ist ein Kapitel für sich»: Verleger Burda. Seite 62

## Interview

### 62 «Gutaussehenden Männern fehlt der Biss»

Hubert Burda, einer der schillerndsten Verleger im deutschsprachigen Raum, erzählt von seinem Spagat zwischen Handke und Heino

## Stil & Kultur

### 60 Stil & Kultur Pipilotti Rist

### 66 Wachsen mit Winston

Londons Bürgermeister Boris Johnson hat ein Buch über Churchill geschrieben

### 68 Top 10

### 68 Kino «Dancing Arabs»

### 69 Jazz Rudresh Mahanthappa

### 70 Namen In der Liebesfalle

### 71 Hochzeit Simone Feldbauer und Rudolf Hausladen

### 71 Thiel Gratisfreiheit

### 72 Wein Château Suduiraut Premier Cru classé Sauternes 2009

### 72 Zu Tisch Andreas Caminada auf «Schloss Schauenstein»

### 73 Auto Skoda Octavia Scout 2.0 TDI

### 74 MvH trifft Mario Gmür, Gerichtspsychiater und Psychotherapeut

## Autoren in dieser Ausgabe

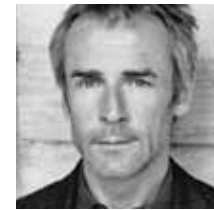
### Katja Oskamp



Die erfolgreiche Schriftstellerin und Dramaturgin («Halbschwimmer», «Die Staubfängerin», «Hellersdorfer Perle») hält nichts von

Frauenquoten. In ihrem Essay erklärt sie, warum Frauenförderung ihrer Meinung nach nicht Fortschritt bedeutet, sondern Regression. Seite 30

### Sven Michaelsen



Für sein Gespräch mit dem kürzlich verstorbenen Feuilletonisten Fritz Raddatz wurde Michaelsen letzten Dezember mit dem

Interviewpreis des Reporter-Forums ausgezeichnet. Für diese Ausgabe hat er den grossen Verleger Hubert Burda getroffen. Seite 62

## Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



DIE WELTWOCH

# DER NEUE OUTBACK 4x4. DENKT MIT.



- Adaptiver Tempomat
- Spurwechsel- und Spurhalteassistent
- Notbremsassistent
- Kollisionsschutz- und Anfahrasistent

**AB FR. 34'500.-.**

**\*OUTBACK-MODELLE**

**MIT EYESIGHT AB FR. 40'950.-.**

DER 4x4 FÜR DIE SCHWEIZ



**SUBARU**

*Confidence in Motion*

Die beispielhafte Verkörperung der Subaru-Maxime «Power & Control». Kräftig und dynamisch. Stylish (neues Design) und komfortabel (zum Beispiel Top Audio-Anlage). Der sicherste Outback aller Zeiten mit Symmetrical AWD, X-Mode für noch bessere Traktion, Hill Descent Control Bergabfahrhilfe und neu EyeSight, dem proaktiven, vom IIHS als bestes Crash-Präventions-System ausgezeichneten Fahrasistenten für heikle Situationen.

\*Abgebildetes Modell: Outback 2.5i AWD Swiss, Lineartronic, 5-türig, 175 PS, Energieeffizienzklasse F, CO<sub>2</sub> 161 g/km, Verbrauch gesamt 7,0 l/100 km, Fr. 41'850.- (inkl. Metallic-Farbe). Outback 2.0D AWD Advantage, man., 5-türig, 150 PS, Energieeffizienzklasse C, CO<sub>2</sub> 145 g/km, Verbrauch gesamt 5,6 l/100 km, Benzinäquivalent 6,3 l/100 km, Fr. 34'500.- (mit Farbe Venetian Red Pearl).



# Ermächtigungen

Von Roger Köppel — Der Bundesrat betont in einem merkwürdigen Schreiben, dass nur er Staatsverträge kündigen darf. Das Dokument belegt den Unwillen, die Zuwanderungsinitiative umzusetzen.



«Wo muss ich unterschreiben?»

Der Volksentscheid gegen die «Masseneinwanderung» verlangt vom Bundesrat die Kündigung aller Staatsverträge, welche die Schweiz daran hindern, die Zuwanderung durch Kontingente eigenständig zu steuern. Bis jetzt verweigert die Regierung eine Umsetzung. Vor diesem Hintergrund reichte CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter im letzten Dezember eine Interpellation ein. Sie wollte wissen, wer in der Schweiz eigentlich die Kompetenz hat, Staatsverträge zu kündigen. Weiter wollte sie herausfinden, ob sich der Bundesrat nach Annahme der Initiative «ermächtigt» sehe, «das Personenfreizügigkeitsabkommen» mit der EU «ohne vorgängige Möglichkeit des Stimmvolkes, sich dazu zu äussern, zu kündigen?» Schliesslich stellte sie die Frage, wer in der Schweiz darüber entscheiden könne, bei welchen Staatsverträgen eine Kündigung «aus politischen Gründen» nur «schwer denkbar» sei.

## Volk wird nicht erwähnt

Die aktuelle Antwort des Bundesrats wirkt nebelhaft, ist aber aufschlussreich. Die Regierung streicht heraus, dass ihr die Kompetenz «zur Kündigung völkerrechtlicher Verträge» obliege. Aber nicht nur das: Selbst vom Parlament «gutgeheissene» Verträge müsse der Bundesrat nicht automatisch genehmigen. Ei-

ne parlamentarische Bewilligung habe demnach auch keine «einschränkenden Auswirkungen» auf seine Kompetenz, Staatsverträge zu kündigen. Der Bundesrat erklärt sich zur entscheidenden Instanz bei Staatsverträgen. Das Parlament habe nur beschränkte Macht. Das Volk wird nicht einmal erwähnt.

Zweitens sagt der Bundesrat, dass es tatsächlich Staatsverträge gebe, bei denen eine Kündigung aus «politischen Gründen» nur «schwer denkbar» sei. Die bilateralen Verträge mit der EU wie auch die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) gehören laut Regierung zu dieser Kategorie von Verträgen «von ausserordentlicher Tragweite». Wer aber bestimmt das? Wer legt das fest? Der Bundesrat deutet es nur raunend an: Die ausserpolitischen Kommissionen des Parlaments seien bei solchen Fragen anzuhören. Aufschlussreich: Vom Volk ist wieder nicht die Rede. Es hat auch hier offensichtlich nichts zu sagen.

## Ins Herz der direkten Demokratie

Die Interpellation ist brisant. Sie zeigt, wie sich der Bundesrat ein neues Hintertürchen öffnet, um den Volksentscheid gegen die «Masseneinwanderung» nicht umzusetzen. Es fängt schon damit an, dass die Regierung behauptet, die Personenfreizügigkeit mit der EU sei noch nicht gekündigt. Das ist abwegig. Der Verfassungsartikel fordert den Inländer-vorrang auf dem Arbeitsmarkt. Die Personenfreizügigkeit fordert die Gleichbehandlung von Inländern und EU-Bürgern. Durch die Annahme der Initiative ist die Personenfreizügigkeit faktisch ausser Kraft. Der Bundesrat wies im Vorfeld der Abstimmung selber darauf hin. Jetzt tut er so, als ob die Frage mit einer neuerlichen Volksabstimmung noch einmal zu entscheiden wäre.

Der Bundesrat ist nicht gewillt, den Verfassungsartikel gegen die Personenfreizügigkeit als direktdemokratischen Auftrag zur Kündigung der entsprechenden Verträge aufzufassen. Aus diesem Grund reitet er so wortreich auf seinen Vorrechten herum, Verträge auch dann nicht kündigen zu müssen, selbst wenn er, beispielsweise vom Parlament, dazu aufgefordert würde. Mit seinem Hinweis auf «politische Gründe» gegen die Kündigung eines Vertrags «von ausserordentlicher Tragweite» schafft sich der Bundesrat weitere Spielräume gegen den von ihm stets bekämpften Volksentscheid. Seine neuen nebulösen Ermächtigungen zielen ins Herz unserer Demokratie.

# Wenn Riegelbauer ruft



Christian Thielemann, Orchesterdirigent.

Wird er's? Vielleicht, möglicherweise aber ein anderer als Christian Thielemann, 55, der Favorit des Kritikerpapstes Joachim Kaiser, der ihn auf eine Stufe stellt wie Furtwängler und Karajan. Es wird, am kommenden 11. Mai, eine Wahl in der Dunkelkammer wie das Konkclave im Vatikan. Ohne heimliche Vorabgespräche, es gibt keine Hearings und nicht einmal eine Kandidatenliste. Kein Politiker kann in die Wahl hineinreden, auch nicht der Sponsor (Deutsche Bank), denn das beste Orchester der Welt, das 1882 als Biergartenkapelle gegründet wurde, ist seit 2002 eine unabhängige Stiftung. Der Klangkörper mit dem unvergleichlichen magischen Klang ist der Wahlkörper: Die Berliner Philharmoniker, 128 Planstellenmusiker, davon 19 Frauen, wahlberechtigt 124, bestimmen ihren Diktator am Dirigentenpult, das der Brite Sir Simon Rattle in drei Jahren zu räumen gedenkt. Wenn die Wahl per handschriftlichen Zettel in der Urne gefallen ist, greift der Kontrabassist und Orchestervorstand Peter Riegelbauer zum Telefon und orientiert den Auserkorenen. Also Barenboim, Chailly, Jansons, einen Jungtürken wie Nelsons oder Dudamel, Petrenko, Harding oder eben Thielemann, die üblichen Verdächtigen, die hinter vorgehaltenen Violinen und Posaunen gehandelt werden. «In Frage kommt», laut Riegelbauer, «jeder lebende Dirigent.» Thielemann gilt allerdings im eigenen Land als «dickschädelige und egomanische Reizfigur» (*Berliner Morgenpost*). Er verachtet die Altachtundsechziger, besonders Opernregisseure und ihre Verfremdungskünste. Sein Bekenntnis «Das Konservative ist heute das Moderne», seine Verehrung des Preussischen, seine Liebe zu Wagner, seine Tempofahrten im Porsche zwischen Arbeit (Dresdner Staatskapelle) und Bleibe (Berlin, in «eingetragener Partnerschaft»), sogar sein kantiger Haarschnitt werden gegen ihn verwendet, auch seine raschen Kündigungen, wenn er Verrat wittert. Musik, sagte er einmal, sei «wie ein Dämon, der das Archaische in mir berührt und mich dazu zwingt, mich ihr vollkommen auszuliefern». Klingt dramatischer als eine Bewerbung.

Peter Hartmann

## Zu feige

Von Alex Baur — Ein Entscheid der Angst: Der Bundesrat schottet die Schweiz ab.

Die Begründung, mit der Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) die Reduktion der sogenannten Drittstaaten-Kontingente ankündigte, mutet zynisch an: «Der Bundesrat hat das Signal der Bevölkerung erkannt, er nimmt es ernst.» Sommaruga will uns weismachen, mit dem Abbau der bisher 8500 Bewilligungen für Nicht-EU-Bürger auf 6500 mache die Regierung einen Schritt zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative.

Tatsächlich macht der Bundesrat exakt das Gegenteil. Die Initiative verlangt eine Kontrolle der Zuwanderung, und die ist bei den Ausländern aus Drittstaaten längst gegeben: Hier gilt der Inländervorrang, hier gibt es Kontingente. Es ist völlig klar: Die Initiative hatte nicht die qualifizierten Fachkräfte aus Amerika, Indien oder Japan im Visier. Sondern die völlig unkontrollierte Zuwanderung aus dem EU-Raum, die nicht zuletzt für unsere Sozialwerke zur Zeitbombe werden könnte.

Weil der Bundesrat aber zu feige, zu schwach oder nicht willens ist, erhobenen Hauptes gegenüber der EU Anpassungen bei der Personenfreizügigkeit einzufordern, weicht er auf die Drittstaaten aus. Damit umgeht er nicht nur den Auftrag des Souveräns. Dieses Ausweichmanöver ist ein Worst-Case-Szenario. Die Reduktion der kontrollierten Zuwanderung aus Drittstaaten bringt noch mehr unkontrollierte Zuwanderung aus der EU.

Die totale Personenfreizügigkeit mag für die Mitglieder der EU sakrosankt sein, doch Bundesbern wie Brüssel sollten endlich zur Kenntnis nehmen, dass wir nicht Mitglied der EU sind und auch nicht sein wollen. Das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative war weder ein Ausdruck von Isolationismus – in Anbetracht eines Ausländeranteils von über 23 Prozent ohnehin eine lächerliche Unterstellung – noch von Fremdenfeindlichkeit. Sondern ganz einfach ein Bekenntnis zur Souveränität: Ein Land ist so lange unabhängig, wie es seine Grenzen und die Zuwanderung kontrolliert. Die Zuwanderung aus den Drittstaaten haben wir, sofern man vom Asyl-Unwesen absieht, gut im Griff. Das Problem ist die EU.

Die moderne Schweiz ist seit ihrer Gründung ein globalisiertes Land mit exzellenten Beziehungen rund um den Erdball. Das ist das vielleicht wichtigste Argument gegen eine zu starke Anbindung an das EU-Bollwerk. Die masslose Privilegierung der Zuwanderung aus Europa widerspricht dem Leitmotiv einer weltoffenen Schweiz diametral.

## Schlechte Noten

Von Florian Schwab — Der Bund verpulvert viel Geld in der Welt. Das sagen Experten.

Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) spart normalerweise nicht mit Medienmitteilungen. Als es jedoch kürzlich den Prüfbericht eines externen Beratungsbüros über seine Infrastruktur-Entwicklungshilfe veröffentlichte, hängte das Staatssekretariat dies nicht an die grosse Glocke. Kein Wunder, denn die Einschätzungen der Experten zu fünfzehn Projekten (vor allem aus dem Bereich Wasser) in fünf Ländern sind ernüchternd. Eine Weltreise der Verschwendung:

**Albanien** — Das Projekt Pogradec kostete den Schweizer Steuerzahler 1,8 Millionen Euro mehr als budgetiert und dauerte sechs statt dreier Jahre. Die Wasserwerke Shkodra ver-



Kein Ende in Sicht: Wasserprojekt in Kirgistan.

schlangen 7,5 Millionen Euro und hätten Ende 2011 saniert sein sollen. Tatsächlich waren sie dies erst 2014, und der Bericht vermerkt «keine Fortschritte bei den wichtigsten Indikatoren».

**Kirgistan** — Das Karakol-Wasserprojekt läuft seit 2005. Budgetiert sind 9 Millionen Franken für drei Jahre. Ein Ende ist nicht in Sicht. Die Prüfer bemängeln: «Ziele nicht erreicht.»

**Peru** — Zu einem 20 Millionen Franken teuren Abfall-Infrastrukturprojekt in der Stadt Chiclayo beklagt der Bericht die «geringe Verfügbarkeit» der Angestellten in den Nachmittagsstunden, weil sie «Zweitjobs» nachgehen. Allgemein sei das «Commitment» der verantwortlichen Staatsbediensteten tief aufgrund «beschränkter Entlohnung» und «inexistenter Aufstiegschancen für öffentliche Bedienstete».

Die Liste der verspäteten und ineffizienten Projekte sowie solcher, die teurer ausfallen als geplant, liesse sich fortsetzen. Wo immer man bei der staatlichen Entwicklungshilfe hinschaut, versickern oder verpuffen die Mittel. Merke: Der Staat ist nicht nur ein schlechter Unternehmer, er ist auch ein schlechter Investor.

## Staatsplanung

Von Beat Gygi — Wie sich der Mangel bei den Organspenden nicht beheben lässt.

In der Schweiz gibt es zu wenig Organspenden, um all jenen Patienten zu helfen, die auf eine Transplantationsgelegenheit warten. Die landesweit offiziell für die Vermittlung von Organen zuständige Organisation Swiss-transplant berichtet von Knappheit, einer langen Warteliste und Todesfällen. Vergangene Woche hat der Nationalrat die Teilrevision des Transplantationsgesetzes beraten und sich dabei mit der Frage befasst, wie der Organmangel in der Schweiz zu mildern wäre.

Zur Debatte stand auch eine Änderung jener Spielregeln, die sozusagen die persönlichen Eigentumsrechte an den eigenen Organen betreffen. Es ging um die Widerspruchslösung, also die Regel, dass einer Person nach ihrem Tod automatisch Organe für Transplantationen entnommen werden dürfen – ausser sie habe sich ausdrücklich dagegen ausgesprochen. Heute gilt in der Schweiz die Zustimmungslösung, also das Prinzip, dass Organe nur entnommen werden dürfen, wenn die Person vorher ja zu einer Spende gesagt hat, was meist in Form eines Spenderausweises erfolgt.

### Klub der Willigen

Der Nationalrat sprach sich schliesslich gegen die Widerspruchslösung aus. Viele bedauern, man vergebe die Chance, das Angebot an dringend benötigten Organen zu erhöhen. Dabei wird übersehen, dass es neben der Zustimmung- und Widerspruchslösung ein weiteres Arrangement gäbe, das freilich nicht in den starren staatlichen Rahmen passt, wie ihn die Politiker vor Augen haben. Der an der Humboldt-Universität und an der Universität Luzern tätige Ökonomieprofessor Charles B. Blankart hat schon vor Jahren das sogenannte Vorsorgeprinzip vorgeschlagen, das auf einer Art Gegenseitigkeit beruht: Die Menschen können erklären, dass sie spendebereit seien, die Spende aber primär an ebenfalls spendewillige Menschen gehen soll. So würde sich ein Klub der Spendewilligen zusammenfinden, die im Bedarfsfall jeweils Vorrang vor Dritten hätten. Es liegt nah, dass dies den Organmangel entschärfen würde. Dieser Ansatz, bei dem sich Menschen freiwillig zu gegenseitiger Hilfe zusammenfinden, wurde seinerzeit auch für das Schweizer Transplantationsgesetz vorgeschlagen, wurde aber abgelehnt. Dabei wäre dieser eher mit einer freiheitlichen Ordnung verträglich als die heutige Staatsplanung, die flächendeckend und uniform für alle entweder das Zustimmung- oder das Widerspruchsprinzip befiehlt.

## Terror in Bamako

Von Eugen Sorg — Bislang war die Hauptstadt Malis von Anschlägen weitgehend verschont geblieben. Das grenzt an ein Wunder. Denn die Absenz von Polizei und Sicherheitskräften ist frappant.



Blutige Spur: Uno-Soldaten vor dem «Terrasse».

Letzten Samstag kurz nach Mitternacht stürmt in Bamako, der Hauptstadt Malis, ein mit Maschinenpistole und Handgranaten ausgerüsteter, maskierter Mann den Nachtclub «La Terrasse». Unter den Rufen «Allahu akbar» eröffnet er das Feuer auf die Anwesenden, macht kehrt und flüchtet zusammen mit einem Komplizen in einem Auto. Sie hinterlassen fünf Tote – einen Franzosen, einen Belgier, drei Malier – und zehn zum Teil schwer Verletzte, unter ihnen zwei Schweizer Militärs in Zivil, die im Auftrage der Uno als Minenräumer im Land sind. Wenig später bekennt sich die Terrorgruppe al-Murabitun zum Anschlag.

Die Hauptstadtbewohner sind schockiert, aber nicht wirklich erstaunt. Obwohl bisher verschont von Anschlägen, hat man irgendwie damit gerechnet, dass muslimische Fanatiker eines Tages auch in Bamako zuschlagen würden. Al-Murabitun gehört zu jenen Dschihadisten-Verbänden, die im Kielwasser revoltierender Tuaregstämme den Norden Malis erobert, eine Scharia-Diktatur eingeführt und dann zum Sturm auf Bamako und den Süden angesetzt hatten. Von 5000 französischen Elitesoldaten wurden sie vor zwei Jahren in die unzugänglichen Felskathedralen und Sandwüsten der Sahara zurückgeschlagen. Aber das Krebsgeschwür des apokalyptischen Radikalislam hat längst Ableger gebildet und

destabilisiert den halben afrikanischen Kontinent von Mauretanien über Libyen, Nigeria bis nach Ägypten und Somalia. Verkörperung dieses Albtraums sind Dschihad-Nomaden wie Mokhtar Belmokhtar, Gründer von al-Murabitun, ein 43-jähriger Algerier. Schon mehrmals totgesagt, taucht er wie Phantomas immer wieder auf, unerwartet, gewalttätig, bösartig, eine blutige Spur des Schreckens hinter sich herziehend.

Als 19-Jähriger war er nach Afghanistan gereist und hatte das Handwerk des Terrors bei Osama Bin Laden persönlich gelernt. Zurück in Algerien, macht er sich im islamistischen Aufstand gegen das Regime einen Namen als skrupelloser und grausamer Kämpfer. Ab den späten neunziger Jahren schmuggelt er Zigaretten, Drogen, Menschen, Diamanten durch die Sahara und scheffelt ein Vermögen mit Lösegeldern für entführte Europäer, die er zum Teil während Jahren wie Vieh in Wüstengefängnissen hält. Nebenbei überfällt er Kasernen und dirigiert Selbstmordattentate in Mauretanien, und 2013 besetzt er in einer spektakulären Aktion eine algerische Erdgasfabrik in der Wüste bei In Aménas, bei der er 39 nichtmuslimische Geiseln mit Kopfschüssen hinrichtet.

Anschläge von todesbereiten Attentätern sind schwierig zu verhindern, besonders in afrikanischen Ländern wie Mali mit schwachen und korrupten Regierungen. Vor kurzem war ich einige Tage in Bamako. Ich logierte und ass nur wenige Schritte von «La Terrasse» entfernt, im Stadtteil Hippodrome, einem bei Einheimischen wie Expats beliebten Ausgeviertel. Menschen aller Ethnien, aus allen Klassen und Regionen besuchen die Bars und Restaurants und bevölkern die Gehsteige, und es ist kein Problem, sich dort unbemerkt zu bewegen, egal, welche Absicht man hat. Umso auffälliger schien mir die Absenz von Polizei oder Sicherheitskräften. Oder das internationale «Festival sur le Niger» im malischen Ségou: Im Rahmen der Ebola-Bekämpfung wurde mir wie jedem Besucher mit einem Distanz-Fiebermesser die Temperatur gemessen, und ich musste mir die Hände desinfizieren. Aber keiner der 30 000 Besucher wurde auf Waffen oder versteckten Sprengstoff untersucht. Es fehlen die einfachsten technischen Mittel. Es grenzt an ein Wunder, dass noch nicht mehr Anschläge passiert sind.

Mehr zum Thema: Seite 48

## Propaganda

Piccards Solarflug ist ein genialer, aber irreführender PR-Gag. Schade.

Sie waren alle Meister der Selbstinszenierung: Grossvater Auguste Piccard wagte sich als Erster mit einem Ballon hinauf in die Stratosphäre; Vater Jacques Piccard tauchte als Erster zum tiefsten Punkt der Erde hinunter; Sohn Bertrand Piccard umrundete die Welt erstmals mit einem Ballon und versucht das selbe nun mit seinem Flieger «Solar Impulse».

Doch anders als seine Vorfahren wird Bertrand Piccard der Wissenschaft kaum neue Erkenntnisse bringen. Schon sein Ballonflug mit dem «Breitling Orbiter» war in erster Linie ein genialer Werbecoup für eine Uhrenmarke. Die Sphären, die er durchkreuzte, sind längst erforscht. Dasselbe gilt für das Solarprojekt, das zudem gezielt falsche Illusionen weckt.

«Solar Impulse» ist ein grosser Motorsegler, der sich in erster Linie dank dem Wind bewegt und nicht zuletzt mit Hilfe der Thermik einen Piloten knapp in der Luft hält. Piccard räumt ein, allerdings nur leise und widerwillig, dass kommerzielle Solarflugzeuge keine realistische Option sind. Es ist nicht eine Frage der Technik, sondern der Physik: Die Energiedichte der Sonnenstrahlen ist einfach zu gering.

### Trommelfeuer auf SRF

Gleichwohl verkauft er den Solarflug als supergrüne Mission. Die meisten Medien plappern ihm kritiklos nach. Der staatsnahe Rundfunk inszeniert ein wahres Trommelfeuer der Energiewendepropaganda. Als gelte es, mit der Weltumrundung das Klima zu retten.

In Wirklichkeit hatte die Reduktion des Treibstoffverbrauchs, sei es durch bessere Turbinen, leichtere Baustoffe oder eine optimierte Aerodynamik, schon immer höchste Priorität in der Luftfahrt. Jedes Pfund Kerosin, das eingespart wird, bedeutet mehr Nutzlast, mehr Reichweite. Der Treibstoffverbrauch ist bei der Fliegerei ein entscheidender Preisfaktor.

Den grössten Innovationsschub hat die Zivilluftfahrt dem Ölschock der 1970er Jahre und der in den 1980er Jahren von den USA angestossenen Deregulierung zu verdanken. Nach dem Ende der Preiskartelle herrschte plötzlich ein harter Konkurrenzkampf. Die Flugzeuge mussten deshalb effizienter werden und damit auch sauberer und leiser. Solar Impulse trägt zu dieser Entwicklung nichts bei. Es ist ein faszinierendes Abenteuer, in einer Zeit, in der echte Abenteuer rar geworden sind. Doch Piccard reicht das nicht, er strebt nach Höherem – und nimmt dafür den schalen Beigeschmack des Schwindels in Kauf. Schade. (axb.)

## Personenkontrolle

**Leuthard, Turrettini, von Graffenried, Muntwyler, Häsler, Spiess-Hegglin, Hürlimann, Luginbühl, Amstutz, Huber, Weber, Engler, Diener Lenz, Geiser, Bühler Fecker, Reynard, Buttet, Schneider-Ammann, Locher, Nause, Tschäppät**

Am Donnerstag letzter Woche, am Eröffnungstag des Genfer Automobilsalons, hatte auch Bundesrätin und Verkehrsministerin **Doris Leuthard** ihren grossen Auftritt. Sie liess sich in ihrem Elektrodienstwagen Tesla vor das Palexpo-Gebäude chauffieren, wie auch Salon-Präsident **Maurice Turrettini** in seiner Begrüssungsansprache hervorhob. Was das Publikum allerdings nicht erfuhr: Leuthard legte lediglich die letzten paar hundert Meter in ihrem Vorzeigeanauto zurück. Sie war mit dem Zug angereist, während ihr Chauffeur parallel dazu ohne die Bundesrätin nach Genf fuhr. Weshalb Leuthard die Bahn ihrem neuen Dienstfahrzeug vorzog, ist nicht bekannt. Sicher ist: In ihrer Rede korrigierte sie den falschen Eindruck nicht, sie sei mit dem Tesla von Bern nach Genf gereist. Offensichtlich ging es ihr nicht um den praktischen Nutzen des Gefährts, sondern um einen beabsichtigten Showeffekt. (gut)

Der grüne Berner **Alec von Graffenried** tritt vorzeitig aus dem Nationalrat zurück. Nachgerückt wäre eigentlich **Urs Muntwyler**, Fachhochschulprofessor für Fotovoltaik und selbsterklärter Solarpionier der Schweiz. Doch Muntwyler verzichtet. Er wolle sich auf seine Forschung konzentrieren, liess er ausrichten, und er lasse den Vortritt **Christine Häsler**, die ähnlich denke wie er. «Die unerwartete Möglichkeit, die «Energiewende 2050» im Nationalrat zu unterstützen, ist eine sehr reizvolle und verantwortungsvolle Herausforderung», liess sich Muntwyler zitieren. Von den gigantischen Förder- und Umverteilungsplänen der Energiewende könnte Muntwyler persönlich nur profitieren. Im Jahr 2013 ging seine Firma, das Solarcenter Muntwyler, bankrott. 23 Mitarbeiter verloren die Stelle. (gut)

**Jolanda Spiess-Hegglin**, bekannt geworden durch den sogenannten Zuger Sexskandal, verwirrt weiter Freund und Feind. Mehrfach hatte sich die Grün-Alternative, die sich auf ein landesweit besprochenes Techtelmechtel mit dem politischen Gegner **Markus Hürlimann** von der SVP eingelassen hatte, gegen das Millionenprojekt «Stadtunnel» ausgesprochen, auch in Zeitungsartikeln. Zur Überraschung aller, auch



*Flatterfahrt:* Bundesrätin Leuthard.

der eigenen Partei, stimmte Spiess-Hegglin dann aber in der entscheidenden Abstimmung unter Namensaufruf für das Bauprojekt, wie das Kantonsratsprotokoll belegt. (gut)

Wenn er die Geschichte der Zweitwohnungsinitiative zusammenfassen müsste, «dann wäre «sonderbar» das richtige Wort – höflich ausgedrückt», spöttelte der Berner Ständerat **Werner Luginbühl** (BDP). «Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass diejenigen, die sich in der Kommissionsberatung mit der Schaffung von immer neuen Schlupflöchern hervorgetan haben, nun als Retter der Vorlage gefeiert werden.» Er stichelte damit gegen **Adrian Amstutz** und **Gabi Huber**, die Fraktionschefs von SVP und FDP, die mit Initiantin **Vera Weber** einen aufsehenerregenden Kompromiss gefunden hatten, um den Volkswillen zu beachten und ein Referendum zu vermeiden. Das missfiel denen, die beim Coup aussen vor blieben. «Das Parlament wird durch Referendumsdrohungen erpressbarer», schimpfte **Stefan Engler** (CVP). Und **Verena Diener Lenz** (GLP) höhnte: «Einige machten mindestens eine doppelte Pirouette.» Der grünliberalen Zürcherin, die es etwa bei der Ausschaffungs- oder der Masseneinwanderungsinitiative nicht so mit dem Volkswillen hat, sei verraten: In einer direkten Demokratie entstehen Gesetze immer in einem Feld von widerstreitenden Kräften, die sich letztlich in einem Kompromiss finden. Der Vorgang heisst: Politik. (sär)

Die in der Initiative «Raus der Sackgasse» (Rasa) zusammengeschlossenen Euro-Turbos sind nicht unbedingt Freunde der *Weltwoche*, aber dass sie ebenso für die Schweiz stehen wie die vermeintliche Abschotterbrigade, versteht sich



*Solar-Crash:* Professor Muntwyler.



*Tunnelblick:* Alternativ-Grüne Spiess-Hegglin.



*Gewisse Ironie:* BDP-Ständerat Luginbühl.

von selbst. Schade also, dass **Thomas Geiser**, dank wirrem Haar und bunter Fliege der flamboyanteste Rasa-Vertreter, keine Lust verspürte, einen unserer Redaktoren zum Gespräch zu treffen, um seine Weltsicht darzulegen. «Gegenüber einer solchen Zeitschrift», mailte der Rechtsprofessor aus St. Gallen, sei «eine gewisse Vorsicht geboten» – und führte als Beleg Artikel aus den Jahren 2012, 2010 und 1986 an. Auf dem Kriegsfuss steht der Akademiker allerdings nicht nur mit der *Weltwoche*, sondern auch mit der Orthografie: So missfiel ihm nicht nur unser «journalistischer Stiel», sondern auch ein «Aushang zu Recklamezwecken». (ky)

**Regula Bühler Fecker** ist nicht nur zweifache Werberin des Jahres («Love Life – bereue nichts», «Slow down. Take it easy», SBB), sondern auch Verwaltungsrätin der SRG. Daher erstaunt eine Veranstaltung, die sie kürzlich im Zürcher Restaurant «Kaufleuten» organisierte. Titel: «Kill Swissness, please!» Sie könne diesen Begriff nicht mehr hören, weil er «einer Weiterentwicklung unseres Landes im Wege steht». Wie diese Ansicht mit dem SRG-Werbeprospekt «idée suisse» zusammengehen soll, bleibt das Geheimnis der umjubelten Werberin. (gut)



«Kill Swissness, please!»: Werberin Bühler Fecker.

Die Schliessung der Raffinerie in Collombey VS, die der libysche Konzern Tamoil angekündigt hat, hätte «katastrophale Folgen» für die Region, klagten die Walliser Nationalräte **Mathias Reynard** (SP) und **Yannick Buttet** (CVP) in der Fragestunde. Sie schimpften, der Bundesrat erkenne die «essenzielle Rolle» der Raffinerie bei der Versorgung des Landes nicht, und forderten Volkswirtschaftsminister **Johann Schneider-Ammann** auf, eine Lösung für den Verkauf des Privatunternehmens zu suchen. Wenn sie sich nicht gerade als Lokalpolitiker aufspielen, eifern Reynard und Buttet allerdings als Energiewender, sorgen also dafür, dass Raffinerien stillgelegt werden müssen. «Energiewende – Jetzt erst recht!», trompetete die SPS nach dem Debakel der Energiesteuer: Die Abhängigkeit von fossilen Energiequellen werde «zu einer bedrohlichen Hypothek für die Schweiz». (sär)

Wer sich beim Betreiberverein der Berner Reitschule und Vertragspartner der Stadt, der Interessengemeinschaft Kulturraum Reithalle (IKuR), nach der aktuellen Besetzung der Führungsgremien erkundigt, erlebt Wundersames: Einen Präsidenten habe man seit zwei Jahren nicht. Das Thema werde erst aktuell, wenn jemand die neue Leistungsvereinbarung mit der Stadt unterschreiben müsse. Offenbar gehört es zu den «basisdemokratischen Strukturen», dass Präsident **Tom Locher** nach der Unterschrift demissioniert und namenlosen Personen aus dem Halbdunkel der Anonymität das Feld überlässt. Zu blöd wurde es nun offenbar dem städtischen Sicherheitsdirektor **Reto Nause** (CVP), der sich zu periodischen Gesprächen mit den geisterhaften Abgesandten des Reitschule-Kollektivs traf. Er gab das Dossier an Stadtpräsident **Alexander Tschäppät** (SP) ab. (fsc)

## Nachruf



Mr.-Burns-Erfinder: Sam Simon.

**Sam Simon (1955–2015)** — Er gehörte zu jenen Virtuosen, die ein «Nicht-Repertoire» hinterlassen haben, aber in der Tretmühle des Showbiz sehr wohl den Produkten, an denen er mitwirkte, seinen Stempel aufdrückte. Der passionierte Pokerspieler ging nach seinem Studium an der Stanford University als Drehbuchautor zum Fernsehen, schrieb erst für die Sitcoms «Taxi» und «Cheers» die Pointen, übernahm dann die Produktion und wurde Ende der 80er Jahre vom Sender Fox für die Comedy-Show «The Tracey Ullman Show» geholt.

Hollywoods einflussreicher Produzent und Regisseur James L. Brooks («Broadcast News») hatte die erfolgreiche Sketch-Comedy mit Tracey Ullman miterfunden und in Sam Simon einen neuen Mitstreiter, der – wie es heisst – die Show zu prägen begann. Ob er derjenige oder ob Brooks es war, der die Idee hatte, Matt Groenings «The Simpsons» in die Show zu integrieren, ist umstritten, auf jeden Fall wurde Simon Co-Autor und Produzent der «Simpsons»-Animationsfilme und erfand die legendären Figuren Mr. Burns und Dr. Hibbert. Die Serie schlug derart ein, dass sich der Sender und das Produzententeam entschlossen, aus den «Simpsons» eine eigenständige Serie zu machen, an deren Ausgestaltung Sam Simon wesentlichen kreativen Anteil hatte. Nach der vierten Staffel allerdings kam es zum Zerwürfnis zwischen Groening und ihm. Simon verliess die Produktion, wird aber bis heute als Produzent aufgeführt. Als er von seiner Darmkrebs-Erkrankung erfuhr, spendete er sein gesamtes Vermögen für wohltätige Zwecke. *Wolfram Knorr*



Heisse Liebesbriefe: Natalia Revuelta Clews.

**Natalia Revuelta Clews (1925–2015)** — Sie war schön und reich, ihre smaragdblauen Augen versetzten in den fünfziger Jahren die Männerwelt von La Habana in helle Aufregung. Doch ihre grosse Leidenschaft galt nur einem. Und das war nicht etwa ihr zwanzig Jahre älterer Ehemann Orlando Fernández, ein Herzchirurg – sondern Fidel Castro Ruz, ein junger Anwalt, der die damalige Diktatur von Kuba stürzen wollte. Naty, so ihr Rufname, stellte dem Revolutionär ihre Villa für konspirative Treffen zur Verfügung, sie nähte den Rebellen die Uniformen, mit denen sie 1953 die Militärlager Moncada stürmten. Und sie schrieb Castro nach dem blutigen Scheitern des toll-dreisten Überfalls heisse Liebesbriefe ins Gefängnis. Die Affäre flog auf, als Castro eine Liebesbotschaft an seine Geliebte irrtümlich seiner damaligen Ehefrau zustellte.

1955 wurde Castro begnadigt und nach Mexiko abgeschoben. Auf der Durchreise ins Exil besuchte er Naty in La Habana – und zeugte eine Tochter, Alina Fernández. Nach dem Sieg der Revolution wollte Castro allerdings nichts mehr wissen von seiner ehemaligen Liebhaberin. Immerhin anerkannte er die Vaterschaft nachträglich und sorgte dafür, dass sie ein privilegiertes Leben auf Kuba führen konnte. Tochter Alina floh 1993 nach Miami, wo sie eine der profiliertesten Kritikerinnen ihres Vaters wurde. Ihre Mutter machte zwar nie einen Hehl aus ihrer Enttäuschung über die verschmähte Liebe, doch sie blieb bis zu ihrem Tod eine treue Anhängerin der kubanischen Revolution. Naty Revuelta starb am letzten Samstag in La Habana. *Alex Baur*

# Der Bock als Chefgärtner

*Von Philipp Gut* — Der Revisor Daniel Senn, einst ein Star der Finanzprüfer, hat für den Bund die grossen Skandale der letzten Jahre untersucht, vom Fall Holenweger bis zum Fall Hildebrand. Nun ist Senn selber in Verfahren verwickelt. Hat er sogar sein Wissen ausgenutzt und Insiderhandel betrieben?

Nehmen wir folgenden Fall an. In einer Affäre, die das ganze Land bewegt und die mit Banken und unstatthaften Finanztransaktionen zu tun hat, lässt der Bund einen Revisor anstellen, der die Sache untersuchen soll. Der Bundesrevisor kommt zum Schluss, es sei alles mit rechten Dingen zugegangen. Wenig später verliert der Revisor seinen Job bei einer grossen Revisionsgesellschaft. Und nicht nur das: Er verliert auch seine Lizenz. Der Verdacht: Der Revisor des Bundes hat unerlaubten Vorteil aus seinem Intimwissen über Banken gezogen und womöglich selber Insidergeschäfte getätigt. Es wäre eine Geschichte nach dem Muster: den Bock zum Gärtner machen.

Der skizzierte Fall freilich ist nicht fiktiv. Und er könnte mit einer Pointe enden, wie sie wohl nur die Wirklichkeit schreiben kann – als Fiktion würde man sie für übertrieben halten (wir kommen darauf zurück). Doch vorderhand liegen einige Vorgänge noch im Dunkel. Die Behörden, bis hinauf in den Bundesrat, tun alles, um die Fakten unter dem Deckel zu halten. In den letzten Tagen allerdings ist Bewegung in die verworrene Geschichte gekommen.

Doch der Reihe nach. Die Hauptperson heisst Daniel Senn. Er ist der erwähnte Revisor im Bundesauftrag. Beteiligt sind eine Reihe hochkarätiger Zentralbehörden: der Bundesrat, die Schweizerische Nationalbank (SNB), die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma), vormals Eidgenössische Bankkommission (EBK), die Eidgenössische Revisionsaufsichtsbehörde (RAB), das Bundesverwaltungsgericht und sogar die Bundesanwaltschaft. Und die Geschichte führt mitten durch einige der grössten Polit- und Justizskandale der letzten Jahre: vom sogenannten Fall Holenweger über die Manipulationsgeschäfte der Valiant-Bankchefs bis zur Devisenaffäre von Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand.

An allen diesen Fällen war Daniel Senn als sogenannter Beobachter und Gutachter beteiligt. Privat legte Senn bei der Revisionsgesellschaft KPMG eine beeindruckende Karriere hin und stieg als Leiter Audit Financial Services (Wirtschaftsprüfung für Banken und Versicherungen) bis in die Geschäftsleitung auf. Zusätzlichen Glanz erhielt seine Laufbahn durch die erwähnten Bundesaufträge. Wann immer es lichterloh brannte in der Finanzbranche, zählte der Bund auf Senns Dienste.

Erstmals ins Rampenlicht trat Daniel Senn in der Affäre um den Bankier Oskar Holenweger

im Jahr 2003, die sich schliesslich zu einer Affäre Bundesanwaltschaft auswuchs, zum Rücktritt des Bundesanwalts Valentin Roschacher und seines Nachfolgers Erwin Beyeler führte und sogar die Abwahl von SVP-Bundesrat Christoph Blocher mitverursachte. Die Bundesanwaltschaft warf Holenweger und seiner Tempus-Bank mithilfe eines selber fabrizierten Anfangsverdachts fälschlicherweise vor, Geld für die kolumbianische Drogenmafia zu waschen. Daniel Senn wurde damals als Beobachter von der Bankkommission eingesetzt und forcierte den überstürzten Verkauf der unbescholtenen Bank. Chef der EBK war damals Daniel Zuberbühler (SP). Der langjährige Direktor der Finanzmarktaufsicht wechselte später – im Jahr 2012 – zur KPMG, wo Daniel Senn bis zu seiner Entlassung tätig war.

Sämtliche Vorwürfe an die Tempus-Bank erwiesen sich indes als haltlos, Holenweger wurde freigesprochen. Zurück blieb ein zerstörtes Lebenswerk. Noch immer hängig ist eine sogenannte Staatshaftungsklage von Holenweger.

Im nächsten öffentlichkeitswirksamen Job war Daniel Senn weit weniger kritisch. Er untersuchte 2010 für die KPMG im Auftrag der Valiant-Bank auffällige Transaktionen der eigenen Bankspitzen. Nach lediglich zwei Wochen stellte Senn der Bank einen Persilschein aus. «Wir konnten keine Kursmanipulationen feststellen, die gegen das Strafgesetzbuch oder die Marktverhaltensregeln der Finanz-

## Die Behörden, bis hinauf in den Bundesrat, tun alles, um die Fakten unter dem Deckel zu halten.

marktaufsicht verstossen.» Ganz anders sah es die Finma selber: Die Bank habe «in schwerer Weise gegen ihre Gewährs- und Organisationspflichten» verstossen. Valiant-Präsident Kurt Streit trat darauf zurück.

### Mit Hildebrand auf dem Höhepunkt

Seinen spektakulärsten Auftritt als Gutachter erlebte Daniel Senn dann aber in der Affäre Hildebrand. Am 7. März 2012 trat er vor die Medien, um die von ihm verfasste «Compliance Review Erweitertes Direktorium der Schweizerischen Nationalbank» vorzustellen, welche der Bankrat persönlich in Auftrag gegeben hatte. Dieses zweite Gutachten im Fall Hildebrand – ein erstes hatte zuvor die Revisionsfirma PwC erstellt – entlastete die Mitglieder

des erweiterten SNB-Direktoriums samt Philipp Hildebrand. Es gebe keine Hinweise, dass in den untersuchten Jahren 2009, 2010 oder 2011 Reglemente und Richtlinien verletzt worden seien, schrieb Senn. Dennoch wurden die SNB-Reglemente in der Folge verschärft.

Zu diesem Zeitpunkt war Daniel Senn auf dem Höhepunkt seiner Karriere angelangt. Er galt als Star der Szene, auf den auch der Bund in heissen Fällen gern zurückgriff. Durch seine verschiedenen Buchprüfungsmandate bei grossen internationalen Banken und Versicherungen hatte sich Senn ein so tiefes Wissen über einzelne Unternehmen angeeignet, wie es sonst kaum jemand hatte.

Doch dann folgte, überraschend, plötzlich und bis heute unerklärt, der Absturz. Der Chefkontrolleur geriet selber unter Verdacht, unsaubere Geschäfte getätigt zu haben. Hat Daniel Senn sogar seine Einblicke in verschiedene von ihm revidierte Banken ausgenutzt und – ähnlich wie Philipp Hildebrand – aus diesem Insiderwissen Kapital geschlagen?

Die Frage muss vorerst offenbleiben, da sämtliche Behörden – bis hinauf zur hohen Berner Regierung – die Schotten dichtmachen und sämtliche Anfragen abschmettern.

### Berufsverbot

Dennoch kommt nun, wie einleitend ange-tönt, Bewegung in den Fall. Das Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen teilte am Donnerstag letzter Woche mit, dass zwischen der Revisionsaufsichtsbehörde und Daniel Senn ein Vergleich abgeschlossen worden sei. Demnach verzichte Senn «freiwillig auf seine Zulassung und den entsprechenden Eintrag im Revisorenregister bis zum 1. Januar 2017».

Mit andern Worten: Daniel Senn darf in den nächsten zwei Jahren nicht mehr als Revisor tätig sein. Er hat seine Lizenz verloren.

Wie kam es dazu? Die Aufsicht musste seit längerem handfeste Hinweise auf unsaubere Geschäfte des Aufsehers gehabt haben. Bereits kurz nach der Affäre Hildebrand leitete die Revisionsaufsichtsbehörde nämlich ein sogenanntes Gewährleistungsverfahren gegen Senn ein. Solche Verfahren werden durchgeführt, wenn Zweifel an der «Gewähr für eine einwandfreie Geschäftstätigkeit» bestehen.

Offenbar bestätigten sich diese Zweifel im Fall Senn. Am 31. Januar 2014 wurde sein Eintrag im Revisorenregister offiziell gelöscht. Damit verlor der angesehene und vielbeschäftigte Revisor des Bundes seine Berufsberechtig-



*Gefragter Gutachter:* Senn an der Pressekonferenz der SNB vom 7. März 2012.

gung. Aufgrund des verwaltungsrechtlichen Verfahrens, das die zuständige Aufsichtsbehörde durchführte.

Die Verfehlungen wogen offenbar so schwer, dass sich auch der private Arbeitgeber von Daniel Senn, die KPMG, im Januar 2013 von ihrem Geschäftsleitungsmitglied und Leiter Audit Financial Services trennte.

Doch was hat Daniel Senn sich konkret zuschulden kommen lassen? Was hat der umjubelte Bundeskontrolleur getan, das ihn selber in Verruf brachte?

Darüber schweigen sämtliche Beteiligten. Die Behörden mauern. Anfragen zu den konkreten Verstössen von Daniel Senn werden reihum zurückgewiesen. «Aus Gründen des Amtsgeheimnisses können wir Ihnen keine näheren Angaben zum Verfahren und zum Inhalt des Vergleichs machen», sagt Frank Schneider, Direktor der Eidgenössischen Revisionsaufsichtsbehörde. Ähnlich klingt es bei der Finanz-

marktaufsicht. «Die Finma äussert sich wie üblich nicht zu allfälligen Verfahren gegen Einzelpersonen», teilt Mediensprecher Tobias Lux mit. Ausweichend äussert sich auch der Bundesrat. In einer Antwort auf eine Interpellation von Nationalrat Christoph Mörgele schrieb die Regierung bereits im Mai 2014, es könne nur «bei überwiegenden privaten oder öffentlichen Interessen über Verfahren» informiert werden. Und am Montag dieser Woche doppelte Justizministerin Simonetta Sommaruga in der Fragestunde des Nationalrats nach. Aus Gründen des Amts- und Untersuchungsgeheimnisses könnten die Behörden keine Auskunft erteilen. Das öffentliche Interesse werde allerdings «bei jedem Kommunikationsentscheid mitberücksichtigt».

Der Bund ist also der Ansicht, dieses Interesse bestehe (noch) nicht. Zweifel sind angebracht. Es stellt sich ernsthaft die Frage, ob an der transparenten Aufklärung im Fall Senn nicht doch ein überwiegendes Interesse der Öffentlichkeit,

vorab der Bürger und Steuerzahler, gegeben ist. Der Verdacht steht zumindest im Raum, dass die verwaltungsrechtlich festgestellten Verstösse Senns auch im Zusammenhang mit seiner amtlichen Tätigkeit für die Eidgenossenschaft stehen könnten. Und solange dieser Verdacht besteht, droht auch dem Bund ein erheblicher Reputationsschaden. Es wäre mehr als peinlich, wenn die Behörden jahrelang und in den sensibelsten Fällen auf einen Chefprüfer gesetzt hätten, der selber Vorschriften und womöglich gar Gesetze verletzte.

Denn es könnte durchaus sein, dass Senns Vergehen sogar Officialdelikte sind. In diesem Fall müsste die Bundesanwaltschaft ermitteln. Ob solche Ermittlungen bereits laufen, wie

---

### Der Bund ist der Ansicht, ein öffentliches Interesse an diesem Fall bestehe nicht.

---

Kenner des Falls vermuten, wollte Mediensprecherin Jeannette Balmer auf Anfrage nicht bestätigen. Auch in der Fragestunde des Nationalrats vom Montag wollte der Bundesrat nicht sagen, ob gegen Daniel Senn auch eine strafrechtliche Untersuchung laufe. Es gilt die Unschuldsvermutung.

Es handelt sich also bisher um unbestätigte, aber durchaus wahrscheinliche Vermutungen. Gerüchtehalber ist durchgesickert, dass die Bundesanwaltschaft gegen Daniel Senn wegen Insiderhandels ermitteln könnte. Ausgerechnet! Das wäre, vor dem Hintergrund der geschilderten Geschehnisse, eine besondere Pointe. Diese würde noch verschärft durch die Tatsache, dass Senn auch die Bank Sarasin zu seinen Kunden zählte, bei der Philipp Hildebrand jene unstatthaften Transaktionen abwickelte, die den SNB-Direktor seinen Job kosteten. Glaubt man den Gerüchten aus Bankkreisen, könnte Senn gar, wie Hildebrand, dessen Fall er untersuchte, auf Konten bei der Bank Sarasin spekuliert haben.

Betrachtet man den merkwürdigen Fall Daniel Senn im Licht der jüngsten Entwicklungen, so ist erst recht nicht einzusehen, weshalb daran kein öffentliches Interesse bestehen soll. Es geht nicht um Verfehlungen eines Privatmanns. Der Fall ist öffentlichkeitsrelevant, weil Oberrevisor Senn in verschiedenen wichtigen Missionen für den Bund tätig war. Zu klären wäre etwa auch die Frage, seit wann die Behörden hätten wissen können oder müssen, dass Daniel Senn vielleicht nicht die richtige Person für solch verantwortungsvolle Vertrauensaufgaben war. Schon sein Vorgehen im Fall Holenweger kann man mit Fug kritisch sehen, von der Weisswäsche im Fall Valiant ganz zu schweigen. Ein Schuft, wer denkt, das Mauern und Schweigen der Behörden könnte vielleicht auch damit zu tun haben, dass sie selber etwas zu verbergen haben. ○

# Der grosse Graben

Von Hubert Mooser — Wie die Bundesräte nach der Aufgabe des Mindestkurs-Zieles durch die Nationalbank aufeinander losgingen.



**Schnellschuss:** Regierungsmitglieder Berset, Sommaruga, Widmer-Schlumpf, Schneider-Ammann.

Der Wirtschaftsminister mahnte zur Eile: Nach dem Wegfall des Mindestkurses der SNB habe die Verunsicherung der Unternehmen und Investoren zugenommen, warnte Johann Schneider-Ammann die Mitglieder der Landesregierung. Erste Meldungen deuteten darauf hin, dass zahlreiche Firmen die massive Aufwertung und die verlorene Planungssicherheit als gravierenden Rückschlag für Investitions- und Produktionspläne erachten. Rasch müsse nun aufgezeigt werden, dass der Bundesrat fest entschlossen sei, die hohe Standortqualität zu erhalten.

Doch an der Bundesratssitzung vom 25. Februar hat sich wieder gezeigt: Obwohl das Lamento über die Folgen der Frankenstärke im Lande gross ist, konnte sich der Bundesrat bisher nicht auf eine gemeinsame Position und Massnahmen einigen. Beim Dossier Frankenstärke steckt der Bundesrat in Grabenkämpfen fest – wie man aus dem vertraulichen Aussprachepapier von Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann und Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf,

«Wirtschaftspolitische Handlungsoptionen angesichts der Frankenstärke», und Mitberichten anderer Bundesräte herauslesen kann.

## Krach schon vor der Sitzung

Den Hintergrund bildete der Entscheid der Schweizerischen Nationalbank (SNB) vom 15. Januar 2015, das Euro-Mindestkurs-Ziel von Fr. 1.20 aufzugeben. Sechs Tage später zeichnete der Wirtschaftsminister in einer Info-Notiz an den Bundesrat ein durchgezogenes Bild der gegenwärtigen Lage. Er sprach wegen der sich verschlechternden Wettbewerbsfähigkeit für die Exportwirtschaft von einer «zweiten Welle» innerhalb von nur vier Jahren. Der erste Wechselkurs-Tsunami traf die Schweiz 2011, als der Euro wegen der Haushaltskrise in den EU-Ländern gegenüber dem Franken massiv an Wert verlor und über Nacht Schweizer Produkte für andere Europäer teurer machte. Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann und Finanzministerin Widmer-Schlumpf sollten deshalb bis spätestens 25. Februar «die mittel- und langfristigen

Auswirkungen eines makroökonomisch fundamental veränderten Umfelds» aufzeigen – in Zusammenhang mit der Mindestkurs-Politik der SNB. Mit anderen Worten: Der Bundesrat verlangte eine vertiefte Analyse zu den volkswirtschaftlichen Folgen für die Eidgenossenschaft. Pünktlich legte das Duo das Aussprachepapier vor. Noch vor der Sitzung ging danach der Krach los in Form von teilweise ungewohnt heftigen Mitberichten der anderen Bundesräte und Repliken des Wirtschaftsdepartementes.

Vor allem der Chef des Departements des Inneren (EDI), Bundesrat Alain Berset, legte sich quer und qualifizierte das Papier als einen Schnellschuss. Dieses entspreche nicht der vom Bundesrat verlangten fundierten Analyse. Und das war noch nicht alles: Gewisse Einschätzungen entsprächen mehr oder weniger der Info-Notiz vom 21. Januar. Das Wirtschaftsdepartement habe Sachverhalte, die das EDI betreffen, anders dargestellt als zuvor mit seinem Departement besprochen. «Auch um gegenüber der Öffentlichkeit den Eindruck eines



übereilten Vorgehens zu vermeiden, scheint es uns angebracht, mehr Zeit in eine solide Analyse zu investieren», polterte Berset in seinem Mitbericht. Und das war noch nicht alles. Auch bei den vorgeschlagenen Handlungsoptionen hatte der Innenminister Einwände:

Die im Papier vorgeschlagenen Massnahmen wie die Unternehmenssteuerreform III seien bereits in Bearbeitung. Wenn man diese Arbeiten beschleunigen wolle, brauche es keinen speziellen Bundesbeschluss. Und die anderen vorgeschlagenen Massnahmen sollten «erst nach Vorliegen der vom Bundesrat gewünschten Analyse beschlossen werden», empfahl der EDI-Chef. Mit den anderen Vorschlägen meinte Berset den Einheitssatz bei der Mehrwertsteuer, die Einführung eines erleichterten Mehrwertsteuer-Inkassos und eine Beschleunigung bei der administrativen Entlastung von Unternehmen sowie eine raschere Abwicklung von Innovations- und Risikoprojekten.

Das Departement von Schneider-Ammann reagierte postwendend: Man müsse sofort mit einem Massnahmenpaket an die Öffentlichkeit, weil die Verunsicherung gross sei. Erste Umfragen zeigten, dass zehn Prozent der befragten Unternehmen ihre Investitionspläne überprüften und anpassten. Der Bundesrat müsse noch vor der Märzsession des Parlamentes klar aufzeigen, «entlang welcher Massnahmenbereiche die mittel- und langfristige Standortattraktivität gestärkt werden» könne.

### Sommarugas Angriff

Der zweite Angriff kam von Justizministerin Simonetta Sommaruga: «Das Aussprachepapier fokussiert in erster Linie auf die Verlierer infolge der Frankenstärke», monierte die SP-Bundesrätin. Es gebe dagegen viele Akteure, welche von der Frankenstärke pro-

fitierten. Dazu solle man doch bitte ebenfalls eine Auslegeordnung erstellen. Sommaruga verlangte ausserdem, die Verhandlungen mit der EU zu einem Abkommen im Agrar- und Lebensmittelbereich müssten auf den gleichen Stand gebracht werden wie die Verhandlungen zu einem Energieabkommen. Und sie forderte eine verstärkte Bekämpfung überhöhter Importpreise.

Er werde dem Bundesrat bis zum 15. April zusätzliche Informationen zu Wechselkursvorteilen vorlegen, versprach der Wirtschaftsminister in seiner Replik. Das Büro für Konsumentenfragen habe schon erste Abklärungen vorgenommen. So viel könne er schon sagen: Die Weitergabe von Wechselkursvorteilen laufe schneller ab als 2011. Zum Agrarabkommen meint Schneider-Ammann lediglich, dieses sei seit 2012 blockiert, wegen der ungeklärten Frage zu einem institutionellen Rahmenabkommen mit der EU.

Unterstützung fanden die Pläne von Schneider-Ammann und Widmer-Schlumpf eigent-

### Unterstützung fanden die Pläne eigentlich bloss bei Verteidigungsminister Maurer.

lich bloss bei Verteidigungsminister Ueli Maurer – mit einer Ausnahme. Maurer verlangte, dass alle vom Bundesrat behandelten Geschäfte künftig daraufhin geprüft werden müssten, welche finanziellen und administrativen Auswirkungen diese für die Wirtschaft hätten. Kein Wort verlor Maurer zu den Einschätzungen des Wirtschaftsministers und der Finanzministerin zur Personenfreizügigkeit. Dazu kann man im Aussprachepapier Folgendes lesen: Die Flexibilität des Arbeitsmarktes werde durch die Personenfreizügigkeit mit der EU massgeblich gestärkt. Dadurch könnten die

Unternehmen von einer grösseren Auswahl profitieren. Deshalb bleibe eine unbürokratische Umsetzung des neuen Zuwanderungsartikels in der Verfassung prioritär. Heisst das nun, man solle die Masseneinwanderungsinitiative nicht wortgetreu umsetzen? Und hatte nicht der Bundesrat vor einigen Wochen darauf hingewiesen, dass Ausländerkontingente und Inländervorrang, wie sie die Initiative verlangt, mit einem nicht unwesentlichen administrativen Aufwand verbunden sind? Maurer zeigte sich trotzdem nicht besorgt.

### Verwirrende Geldpolitik

Stattdessen sorgte ein anderer Punkt in den vergangenen Tagen für ein bisschen Aufregung. Ganz oben auf der Liste des Massnahmenkatalogs von Schneider-Ammann und Widmer-Schlumpf figurierte nämlich der Antrag, der Wirtschaftsausschuss des Bundesrates solle den Informationsaustausch und die Zusammenarbeit mit dem Direktorium der Nationalbank intensivieren. Der Bundesrat will die Nationalbank an die Leine nehmen. Die *Weltwoche* berichtete darüber in der letzten Ausgabe. Weil das für den Abschnitt Geldpolitik im Papier verantwortliche Finanzdepartement einleitend sämtliche Instrumente der Nationalbank zur Bekämpfung der Frankenstärke auflistete, entstand Verwirrung. Nebst einem neuen Mindestkurs-Ziel sind dies der Negativzins und eine Einschränkung des Kapitalverkehrs mit dem Ausland. Daraus zog die *Handelszeitung* den Schluss, der Bundesrat mache Druck für die Wiedereinführung des Mindestkurs-Zieles. Vizekanzler André Simonazzi dementierte für einmal fast in Rekordzeit. Und das Ende der Geschichte: Die Diskussion zu den Folgen der Frankenstärke und von Gegenmassnahmen wurde auf den 15. April vertagt – sofern bis dahin die Gräben zwischen den Departementen wieder zugeschüttet sind. ○

**Volg. Im Dorf Daheim.  
In Dallenwil zuhause.**

**Käse vom Dorf - rundum gut!**

Käsermeister Patrick Odermatt ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Sein Käse ist im Volg Dallenwil (NW) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

**Volg**  
frisch und fründlich

FEINS VOM DORF

brandinghouse

## Untermotorisiert

Von Henryk M. Broder — Beste Voraussetzung für eine effiziente Sicherheitspolitik.



**L**iebe Leser, glauben Sie bitte kein Wort von dem, was Sie in den Zeitungen lesen. Über Griechenland kreist kein Pleitegeier, die Regierung ist Herr der Lage, der wirtschaft-

liche Aufschwung macht sich überall bemerkbar. Auch die Krise um die Ukraine ist Geschichte. Die «prussischen Separatisten» im Osten und die Regierung in Kiew haben beschlossen, sich gegenseitig zu respektieren. Alles mit Hilfe der EU.

Und deswegen denkt man in Brüssel laut über neue Grossprojekte nach, die man jetzt auf die Tagesordnung setzen könnte. Der Präsident der Kommission, Jean-Claude Juncker, hat den Aufbau einer europäischen Armee vorgeschlagen, um Europa in die Lage zu versetzen, «glaubwürdig auf eine Bedrohung des Friedens in einem Mitgliedstaat oder einem Nachbarland der Europäischen Union [zu] reagieren».

Die deutsche Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen reagierte umgehend. Sie sei, erklärte sie, «fest davon überzeugt, dass wir langfristig eine europäische Armee haben werden»; der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses, Norbert Röttgen, geriet ins Schwärmen. «Eine gemeinsame Armee ist eine europäische Vision, deren Zeit gekommen ist.» Der Wehrexperte der SPD, Rainer Arnold, brachte umgehend seine Partei ins Spiel. «Wir Sozialdemokraten wollen, dass Deutschland zum Motor für eine vertiefte gemeinsame Sicherheitspolitik wird.»

Seit der letzte deutsche Kaiser, Wilhelm II., im Jahre 1900 ein Expeditionskorps nach China entsandte, um den Boxeraufstand niederzuschlagen, damit «niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen», möchte Deutschland Garant einer gemeinsamen Sicherheitspolitik sein. Zweimal im vergangenen Jahrhundert ist es mit diesem Wunsch eindrucksvoll gescheitert, jetzt bietet sich wieder eine Gelegenheit, der Welt zu zeigen, wie man eine «Vision» in die Tat umsetzt. Nur – diesmal ist Deutschland, um mit Rainer Arnold zu sprechen, untermotorisiert, die Bundeswehr verfügt weder über das Material noch über das Personal, das sie für eine solche Aufgabe haben müsste.

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Und das könnte die beste Voraussetzung für eine effiziente Sicherheitspolitik sein.

## Vorsicht wird bestraft

Von Kurt Schiltknecht — Die Schweizerische Nationalbank hat ihre schwierige Aufgabe ausgezeichnet gelöst. Ein Fragezeichen muss nur hinter die Einführung des Negativzinses gesetzt werden.

**S**eit die amerikanische Notenbank vor einigen Jahren im Rahmen des Quantitative-Easing-Programms Unmengen von Staatspapieren und strukturierten Hypothekarprodukten gekauft hat, bewegt sich die Geld- und Wirtschaftspolitik in unerforschtem Territorium. Ob das auf Sand gebaute Kartenhaus Bestand haben wird, steht in den Sternen. Als die Europäische Zentralbank die amerikanische Geldpolitik immer mehr nachahmte und ankündigte, sie würde in riesigem Umfang marode Staatspapiere kaufen, geriet die Nationalbank in Zugzwang. Weil dem Schweizer Franken auf den internationalen Finanzmärkten eine im Vergleich zur Wirtschaftsgrösse des Landes überproportionale Bedeutung zukommt, wurde die Schweizer Währung durch die Entwicklung im Dollar- und Euro-Raum wesentlich stärker in Mitleidenschaft gezogen als etwa die dänische oder die schwedische. Bis heute hat die Schweizerische Nationalbank ihre schwierige Aufgabe ausgezeichnet gelöst. Auch die Aufhebung der Euro-Franken-Untergrenze war eine weise Entscheidung. Ein Fragezeichen muss dagegen hinter die Einführung des Negativzinses gesetzt werden.

Nach Ansicht der Nationalbank war die abnehmende Differenz zwischen Franken-, Dollar- und Euro-Zinsen eine wichtige Ursache für den Aufwertungsdruck. Mit der Einführung des Negativzinses soll die Zinsdifferenz wieder vergrössert werden. In der Vergangenheit hat sich allerdings gezeigt, dass vor allem in unsicheren Zeiten der Verlauf des Wechselkurses mit kleinen Zinsänderungen kaum beeinflusst werden kann. In Zeiten, in denen die Finanzmärkte nicht wissen, ob und wie die Schulden- und Bankenkrise gelöst werden wird oder wie sich das Quantitative Easing langfristig auf Zinssätze, Inflation und Wirtschaftswachstum auswirkt, hängen die Wechselkursorwartungen und damit die Wechselkursentwicklung weniger von den gegenwärtigen Zinsen als von den Erwartungen hinsichtlich der künftigen Geld- und Wirtschaftspolitik ab. Deshalb konnte die Frankenaufwertung während der Euro-, Schulden- und Russland-Krise auch mit immer niedrigeren Zinsen nicht verhindert werden.

Eine vorübergehende Untergrenze beim Wechselkurs war damals unvermeidlich. Nach deren Preisgabe schlugen sich die Krisenbefürchtungen umgehend in einem höheren Wechselkurs des Frankens nieder. Da sich in den

USA die Wirtschaft in jüngster Zeit belebt hat und sich auch in Europa ein leichter Aufschwung abzeichnet, werden Anlagen in Euro und Dollar wieder attraktiver. Solange sich kein neuer Krisenherd auftut, muss in nächster Zeit mit keinen weiteren grossen Frankenaufwertungen gerechnet werden. Deshalb muss man sich fragen, ob Negativzinsen mit ihren vielen unerwünschten Nebeneffekten wirklich notwendig sind.

### Zu wenig überzeugende Gründe

Negativzinsen belohnen die Schuldner, führen zu Fehlallokationen auf den Finanzmärkten und begünstigen die Blasenbildung im Aktien- und Immobilienmarkt. Sie schmälern die Erträge der ohnehin schon unter Gewinndruck stehenden und mit wenig Eigenkapital ausgerüsteten Banken. Vor allem aber belasten sie Sparer, Pensionskassen und Versicherungen. Sie sind eine Bedrohung der Sozialwerke. Weil Private und Firmen wegen der Negativzinsen auf riskantere Anlagen ausweichen, wird die Wirtschaft krisenanfälliger. Die Unternehmen, die zur Realisierung strategisch wichtiger Projekte oder zur Krisenvorsorge Liquidität aufgebaut haben, werden mit Negativzinsen für ihre vorausschauende Haltung bestraft. Negativzinsen wirken wie eine Steuererhöhung. Letztlich gibt es zu wenig überzeugende Gründe,

weshalb die Nationalbank die schon lange anhaltenden Umverteilungen und Verzerrungen auf den Finanzmärkten mit der Einführung des Negativzinses noch verstärken will.

Die Diskussion über die Auswirkungen der Frankenaufwertung ist aus dem Ruder gelaufen. Dem Bundesrat Schneider-Ammann und einigen Exponenten der Exportwirtschaft ist es gelungen, den Anschein zu erwecken, dass die gegenwärtige Aufwertung eine fundamentale Bedrohung der gesamten schweizerischen Wirtschaft sei. Wenn man sich vor Augen hält, dass sich der Wechselkurs des Frankens im Laufe der letzten zwölf Monate gegenüber dem Dollar um zehn Prozent abgewertet und gegenüber dem Euro um zehn Prozent aufgewertet hat, ist der Aufschrei schwer verständlich. Die gegenwärtige Aufwertung hält sich im Rahmen dessen, was die Wirtschaft schon mehrfach verkraftet hat. Die Nationalbank sollte deshalb nochmals prüfen, ob es sich rechtfertigt, nur wegen des Wechselkurses die einer Volkswirtschaft abträglichen Negativzinsen einzuführen.



# Der Clinton-Ballast wird schwerer

Von Hansrudolf Kamer — Amerika steht wieder im Bann der Clintons. Hillary will Präsidentin werden. Dabei geht sie vor wie immer: Regeln, die für alle gelten, sind bei den Clintons Interpretationssache.



Mit grosser Inbrunst führt das politische Amerika schon jetzt einen Präsidentschaftswahlkampf, dessen Entscheidung erst in anderthalb Jahren fällt. Indien, die grösste Demokratie der

Welt, braucht ebenfalls lang, aber nicht so lang. Zurzeit sind Amerikas Parteien und Medien damit beschäftigt, jene Kandidaten der Gegenpartei, die die besten Aussichten haben, rechtzeitig herunterzumachen.

Das nennt man *vetting*. Die Anwärter werden unter die Lupe genommen, und nur das kleinste Fehlverhalten wird zum Skandal. Die Demokraten machen das mit den Republikanern und umgekehrt. Ins Fadenkreuz geraten ist nun Hillary Clinton, die haushohe Favoritin auf die Nomination der Demokraten und die *femme à battre*.

Sie ist eine in Jahrzehnten geprüfte Skandalnudel, und ein Wirbel mehr oder weniger wird ihr auch nichts ausmachen. So jedenfalls schien es bis vor kurzem. Der Start ihrer Noch-nicht-offiziellen-Kampagne ist aber gründlich missglückt.

In Kongress-Hearings wurde bekannt, dass sie als Aussenministerin einen privaten E-Mail-Account für das offizielle Geschäft benützt hatte. Das Gesetz legt fest, dass alle offiziellen Mails von den betreffenden Ministerien gespeichert werden müssen. Der Präsident, der angetreten war, eine besonders «saubere» Administration zu führen, hatte das auch noch besonders hervorgehoben.

Bekannt wurde auch, dass die Bill, Hillary & Chelsea Clinton Foundation für wohltätige, aber auch politische Zwecke Spenden von Ländern akzeptiert hat, die vom Staatsdepartement wegen Frauenunterdrückung und anderer unguter Menschenrechtspraktiken gerügt worden waren. Die gleichen Spenden werden kritisiert, weil Clinton am jüngsten internationalen Frauentag mit ihrer Frauenrechtsrede in Peking 1995 prahlte.

Natürlich hat Clinton nicht einfach einen Google-Mail-Account benützt, sondern in einem ihrer Anwesen in Chappaqua, New York, einen eigenen Server installieren lassen. Über diesen lief der ganze Mail-Verkehr der Aussenministerin. Der Vorteil dieser Lösung:

Sie konnte aussuchen, welche Mails sie dem Staatsdepartement zur Archivierung geben konnte. Sie dienen als Grundlage für Anfragen unter dem Freedom of Information Act.

Im Dezember wurden etwa 50 000 Seiten Papierausdrucke – nicht die elektronischen Mails selber – ins Aussenministerium verfrachtet. Sie waren vorher von Spezialisten während Monaten geprüft worden. Geprüft natürlich auf ihre Kompatibilität mit der Präsidentschaftskandidatur Hillary Clintons.

## Zwei Fliegen auf einen Schlag

Das ist die Definition von «clintonesk». Bill und Hillary haben sich im Laufe ihrer Karrieren die Entscheidung immer vorbehalten, ob und allenfalls wie die Gesetze für sie Gültigkeit haben. Und sie kamen damit immer durch, auch wenn es manchmal kritisch wurde. «It all depends on what the meaning of «is» is», lautete die Verteidigung Bills, als er sich gegen den Vorwurf eines Meineids im Lewinsky-Skandal wehren musste.

Hillary hat guten Grund, nur selektiv Einblick in ihre Mails zu gewähren. Anlass zur neuen Story ist die Untersuchung der Bengasi-Affäre durch das einschlägige Komitee des Repräsentantenhauses. Es geht dabei um den Vorwurf, die amerikanischen Diplomaten und Konsularbeamten in Libyen seien nicht ge-

schützt oder gerettet worden, als sie am 11. September 2012 von Terroristen attackiert wurden. Damals herrschte Wahlkampf.

Zur Begründung ist aus dem Clinton-Lager angeführt worden, die Server des Staatsdepartements könnten nicht genügend sicher sein. Man verweist auf die Enthüllungen von Julian Assange (Wikileaks) und Edward Snowden (NSA). Im Interesse des Landes sei das eigene System eingerichtet worden. Zwei Fliegen auf einen Schlag: Das Land ist sicherer und Hillary auch.

Über den Inhalt der Hillary-Aussenpolitik wird derweil nicht diskutiert. Dieser ist, gelinde gesagt, dünn. Bezüglich des Iran war sie Taube und Falke zugleich. Der Versuch eines Neuanfangs gegenüber Russland mit dem «Reset»-Knopf war peinlich und scheiterte spektakulär. Libyen wurde ein Fiasko, und viel Unaufgeklärtes verbirgt sich in der Bengasi-Geschichte. Letzten Sommer kritisierte sie Obamas Aussenpolitik als «strategielos» – um ihre eigenen Fehler zu kaschieren. Ausser dem Sammeln von Flugmeilen lässt sich nichts Positives entdecken.

Deshalb bahnt sich im Lager der Demokraten eine Neubewertung an. Vizepräsident Biden ist aktiv und hält in den ersten Primärwahlstaaten volkstümliche Reden. Elizabeth Warren, die gelehrte Populistin aus Massachusetts, erklärt immer wieder wortreich, sie werde nicht kandidieren. Martin O'Malley, ein ehemaliger Gouverneur von Maryland, und Jim Webb, der ehemalige Senator aus Virginia, mischen das Feld auf.

Noch ist Hillary «alternativlos». Doch das war schon einmal der Fall, als schliesslich ein Barack Obama auftauchte und die Demokraten aus der Clinton-Gefangenschaft ins gelobte Land führte.



«Strategielos»: Präsidentschaftsanwärterin Clinton.

## Neutralitätsfeier unter Sozialdemokraten

Von Christoph Mörgeli

Am 20. März 2015 jährt sich zum zweihundertsten Mal die völkerrechtliche Garantie der schweizerischen Neutralität durch den Wiener Kongress. Exakt am 20. März 1815 kam es an der schönen blauen Donau zu einer offiziellen «Erklärung» zu den «Angelegenheiten der Schweiz». Wichtiger noch als die territorialen und finanziellen Belange war die Anerkennung und Gewährleistung der immerwährenden Neutralität unseres Landes durch die europäischen Grossmächte. Die unermesslich segensreiche Folge dieses diplomatischen Aktes lautete: Abgesehen vom kurzen Bürgerkrieg durch den Sonderbund durfte die Schweiz fortan eine zweihundertjährige Friedenszeit erleben.

Guter Grund für den Regierungsrat des Kantons Zürich, um am 20. März 2015 zu einem Festakt in die Aula der Universität einzuladen. Doch um wen handelt es sich wohl bei den Lob- und Preisrednern von zweihundert Jahren völkerrechtlich garantierter schweizerischer Neutralität? Sind es Anhänger dieser Staatssäule, die laut ETH-Umfrage 96 Prozent der Bevölkerung beibehalten wollen?

Erraten. Die Einführung hält SP-Bildungsdirektorin Regine Aeppli. Ihr bisher einziger erkennbarer Beitrag zur Neutralität besteht im Satz: «Die öffentlichen Schulen sind dem Gebot der konfessionellen Neutralität verpflichtet.» Die eigentliche Festrede hält alt Bundesrat Moritz Leuenberger (SP). Für ihn ist die Neutralität zur «Hülle» verkommen, denn die Schweiz dürfe sich «nicht mit der Zuschauerrolle begnügen». Zuvor spricht mit dem marxistischen Historiker Jakob Tanner das dritte SP-Mitglied, dessen Originalton schon 1999 lautete: «Lassen wir die Neutralität doch mal sein. Treten wir der Uno und der EU bei, und schauen wir dann, was von ihr übrig bleibt.»

Die sozialdemokratische Zweihundertjahrfeier der Neutralitätserklärung vom 20. März 2015 dürfen selbstverständlich die Steuerzahler berappen – wie die meisten sozialdemokratischen Projekte. Was die SP Schweiz inhaltlich zum wichtigen Thema Neutralität zu sagen hat, offenbart ihr aktuelles Parteiprogramm. Dort kommt das Wort «Neutralität» ein einziges Mal vor: als «Netzneutralität» im Internet. Somit wird der universitäre Jubiläumsanlass sicher keine Geburtstagsfeier. Sondern eher eine unschickliche Bestattung. Als Trauerredner war Moritz Leuenberger schon immer eine Klasse für sich.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## An den Lippen der Bundesräte

Von Peter Bodenmann — Der Bundesrat wählt das Direktorium der ach so unabhängigen Nationalbank.



Überstrukturiert: Nationalbank-Präsident Jordan.

Der Bundesrat wählt den Bankrat der Nationalbank. Der Bankrat der Nationalbank macht dem Bundesrat den Vorschlag, wen der Bundesrat in das Direktorium der Nationalbank wählen soll. Der Bankrat hängt an den Lippen der Bundesräte, weil diese ihn ja wählen. Der Bundesrat steuert über die Wahl des Direktoriums die Politik der Nationalbank. Die Nationalbank ist faktisch so unabhängig von der Politik wie die Krim von Putin.

Jordan ist ein überstrukturierter Monetarist. Immer mehr namhafte Ökonomen kritisieren seinen Entscheid. Einer unter vielen ist der US-Ökonom Barry Eichengreen: «Die Aufhebung des Mindestkurses war ein Schock für die Schweiz und das System, der nicht nötig war.»

Und Heiner Flassbeck doppelt nach: «Ich hätte den Fehler der Mindestkursaufhebung gar nicht gemacht[...] Jetzt muss man den Kurs wieder auf ein vernünftiges Niveau bringen[...] Was sind denn die Kosten des Mindestkurses? Es gibt gar keine Kosten[...]»

Die UBS – die Grossbank mit der Gratis-Staatsgarantie – hat eine zweimal so grosse Bilanzsumme wie die Schweizer Nationalbank. Und fast kein Eigenkapital. Die Nationalbank schuldet aufgrund ihrer Währungsinterventionen, da sie ihr Geld gleich selber druckt, niemandem einen müden Franken. Sie hat nur Eigenkapital.

Geld drucken führt heute nicht zu Inflation. Die mit den gedruckten Franken gekauften Euro-Papiere stellen kein Risiko dar. Im Gegenteil, sie spülen jedes Jahr zehn Milliarden an Dividenden und Zinsen in die Kasse der volkseigenen Nationalbank.

Die Zeitungen melden jeden Tag neue Massenentlassungen. In immer mehr Betrieben müssen die Lohnabhängigen gratis Überstunden leisten.

International geraten die Dänen mit ihrer Krone unter den Druck der Währungsspekulanten. Aber im Gegensatz zu Jordan verteidigt Kopenhagen bis jetzt erfolgreich den Mindestkurs der Krone. Regierung und Nationalbank zusammen.

Ein Aussprachepapier des Bundesrates brachte das Problem auf den Punkt. Bundesrat und Nationalbank müssen wieder enger zusammenarbeiten. Flankierende Massnahmen können die Auswirkungen des Fehlentscheides nur mildern. Entscheidend ist und bleibt die Politik der Nationalbank. Wenn notwendig, muss allenfalls ein neuer Mindestkurs erwogen werden.

Übersetzt heisst das: Jordan muss handeln. Oder gehen. Denn ein neuer offizieller Mindestkurs ist mit ihm nicht mehr zu machen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Die Coolness der Korruption

Von Kurt W. Zimmermann — Wer glaubt noch an die wahre Kraft des Journalismus? Prada, Hermès und Chanel.

Die Rechnung ist schnell gemacht. Das Magazin hat einen Umfang von 64 Seiten. Zwanzig Seiten davon sind Werbung.

Der Preis pro Werbeseite beträgt 29 500 Franken. Wenn wir den branchenüblichen Rabatt in Abzug bringen, dann bringen die zwanzig Seiten Werbung einen Ertrag von einer halben Million Franken. Der Ertrag kommt von Chanel, Rolex, Hermès, Prada und Mercedes-Benz.

Eine halbe Million Franken sind für die NZZ-Gruppe viel Geld. Das Haus arbeitet defizitär.

Z heisst das neugestaltete Magazin der NZZ-Gruppe. Es ist ein grossformatiges Luxusmagazin, das nach dem Relaunch wie bisher der Samstags- und Sonntagsausgabe beiliegt. Entstanden ist es in der Agentur des Lifestyle-Predigers Tyler Brûlé in London. Es kommt genauso daher wie alle diese gestylten Edel-Postillen. Es geht um Mode, Accessoires, Reisen, Parfüm und Design. Alles ist cool. Die Bilder sind riesig, mitunter schwarzweiss, denn das gilt als intellektuell.

«Das heutige, smarte Publikum giert förmlich nach Artikeln über den Zeitgeist», sagt Designer Brûlé über das Konzept des Hefts.

Das ist natürlich Blödsinn. Es geht nicht um die vermeintlichen Zeitgeist-Begierden der Leserschaft. Es geht um die letzte Verteidigungslinie im Kommerz. Das Luxussegment ist der einzige Bereich im Verlagsgeschäft, wo das frühere Erfolgsmodell der gedruckten Werbung noch greift.

Luxusmagazine sind heute die letzten, permanent verlässlichen Werbeträger der Zeitungshäuser. Luxus ist ein sicherer Wert, das haben alle gemerkt. Z heisst die Premium-Beilage bei der NZZ. Bei *Handelszeitung* und *Bilanz* heisst sie *Icon*. Die *Sonntagszeitung* nennt das Ding *Encore!*, bei *Finanz und Wirtschaft* nennt man es *Luxe*, bei der *Weltwoche* heisst es *WW-Magazin*. Den schlauesten Namen hat die Luxusbeilage des *Tages-Anzeigers*. Sie heisst *Luxus*.

Dass die Edel-Magazine so gut funktionieren, ist für die Branche eine Gnade. Denn sonst ging ihr im Werbemarkt alles den Bach hinunter. Die Kleinannoncen im Stellen- und Immobilienmarkt, lange das finanzielle Rückgrat der Verlage, sind ins Internet abgewandert. Die ehemals ganzseitigen Auto-, Elektronik- und Möbelanzeigen sind auf Viertelseiten geschrumpft. Selbst die sogenannten Schweinebauch-Inserate von Migros und Coop, die tagesaktuelle Promotion für verbilligte Schnitzel und Shampoos, sind nicht mehr so lukrativ.



Schreiben, was Inseratekunden verkünden wollen.

Der Erfolg des Luxussegments hat eine einfache Erklärung. Es ist der Triumph des Korruptionsjournalismus.

Im Blattauftritt von Z etwa, auf den vorderen Seiten, strahlen uns erst die Inserate von Prada, Hermès und Chanel entgegen. Im redaktionellen Teil, weiter hinten, erfahren wir dann alles über die neusten Tops und Hosen von Prada, die neusten Seiden-Carrés und Sonnenbrillen von Hermès und die neusten Segnungen rund um «N° 5» und «Rouge noir» von Chanel.

Nun ist das Blatt aus dem Hause NZZ keine Ausnahme. Bei all den anderen Glanzprodukten aus den anderen Medienhäusern gilt dieselbe Regel. Die Anzeigenkunden inserieren und kaufen sich mit ihrem Werbegeld Platz im redaktionellen Teil. Die Journalisten schreiben dann verlässlich, was ihre Inseratekunden verkünden wollen.

Wir können das nun als Zerfall von Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit im Journalismus beklagen. Das wäre die kulturpessimistische Sicht.

Wir können es aber auch als positives Signal deuten. Bei Prada, Hermès und Chanel glaubt man noch an die Kraft und die Wirkung des geschriebenen Worts. Bei Prada, Hermès und Chanel glauben sie, dass die Leser noch glauben, was die Journalisten schreiben.

Schön, dass das noch jemand glaubt.

# Cannabis-Hirn

Von Beatrice Schlag — Nicht jeder braucht einen Joint.

Man rennt Erkenntnissen hinterher und hofft gelegentlich, sie würden nicht so galoppieren, weil man kaum nachkommt mit dem Begreifen. Man erinnert sich an Männer, deren Erektionen gar nicht oder kaum zu erkennen waren, wenn man sie erwartete. Die Männer murmelten Ausreden, die man nicht hören wollte, weil sie keinen Sinn ergaben. Man dachte, sie hätten ein Frauenproblem. Viele Männer gingen kleinlaut zum Psychiater. Dann kam Viagra, und das Problem war aus der Welt. Sie hatten Durchblutungsstörungen, keine Verklammungen im Kopf und keinen verkappten Widerwillen gegen Frauen. Es war erlösend banal.



Am letzten Wochenende schrieb ein Professor für klinische Psychiatrie in der *New York Times*, ängstliche Menschen seien einfach ängstlich, ganz ohne Grund und Auslöser. Sie fürchten sich vor Dieben im Haus, obwohl noch nie bei ihnen eingebrochen wurde, vor Knochenbrüchen, Kriegen oder plötzlicher Verarmung. Man hatte lange nach psychologischen Gründen geforscht, aber es gibt keine. Das ist ein ähnlich niederschmetternder Befund für Psychiater wie bei den Erektionen. Der Grund für Ängstlichkeit sitzt in diesem Fall im Gehirn. Er hat nichts mit Charakterstärke zu tun. Bei rund 20 Prozent der Menschen führt eine genetische Mutation dazu, dass ihre Ängstlichkeit deutlich reduziert ist. Es sind erstaunlicherweise die, die freundlich den Kopf schütteln, wenn ihnen ein Joint angeboten wird. Sie sind nicht ausserordentlich diszipliniert oder grundsätzlich gegen Drogen. Sie haben einfach im Gen-Lotto gewonnen. Sie vertragen Cannabis nicht besonders gut, weil sie genug eigenes produzieren. An einem Joint zu ziehen, macht sie nicht entspannt, sondern unruhig. Denn ihr Gehirn liefert zur Genüge eigenes Cannabis. Wer vermutet denn so was? Das Gehirn als Hanfplantage für einen Fünftel der Menschheit? Man will das gerne glauben, vor allem, wenn man nie verstanden hat, warum man das Kraut nicht leiden konnte, obwohl es so gut riecht. Der Professor kommt zu dem versöhnlichen Schluss, dass die genetisch unängstlichen Menschen ein Schutz für die Gesellschaft sind, weil sie ohne viel Nachdenken da sind, wenn andere Hilfe brauchen.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man auf das Grab eines missliebigen Politikers statt eines Blumenarrangements einen gleichwertigen Kaktus stellen?

Oskar Egli, Biel-Benken

Kakteen können mit geringsten Wassermengen überleben. Sie scheinen in Trockenzeiten zu schlafen, sind jedoch quicklebendig. Mit dem Schlaf vergleicht die Bibel mitunter den Tod. Somit eignet sich der Kaktus als Symbol für das ewige Leben. Dass er stets als Zeichen der Missbilligung herhalten muss, ist unsinnig. Also bitte mehr Kakteen auf die Friedhöfe! Das mag im Einzelfall eine Beleidigung sein. Aber nicht für den verstorbenen Politiker, sondern für den Kaktus. Er wird es verkraften, und dem Politiker wird dadurch Gnade zuteil.

Peter Ruch, reformierter Pfarrer, Küsnacht

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Offensichtlich will unsere Politik mit vollen Kräften weg von einer glaubwürdigen Armee.» Ulrich Kägi

### Wut und Unverständnis

Nr. 10 – «Bitte aufwachen, bitte aufrüsten»; Hubert Mooser über die Schweizer Armee

Als Bürger mit ziviler und militärischer Führungserfahrung stimmen mich die dargelegten Fakten nicht nur nachdenklich, nein, sie lösen Unverständnis, ja sogar Wut aus. Offensichtlich will unsere Politik mit vollen Kräften weg von einer glaubwürdigen Armee, die den Namen auch verdient. Die Verfassung und die Gesetzgebungen können einfach so gebogen und missachtet werden, und dies hat keine Folgen. Wer hat eigentlich das Sagen, und wer trägt wo die Verantwortung? In jedem zivilen Betrieb hätte das Ausplaudern von Kritik am Betrieb oder am CEO unweigerlich Konsequenzen. Ulrich Kägi, Seon

Bundesrat Minger war seinerzeit in einer ähnlichen Lage wie der heutige VBS-Chef. Minger machte folgende Aussage: «Ein Volk, das den Willen zu seinem Schutz nicht mehr aufbringt, verdient, dass es untergeht.»

Hanspeter Meier-Stingelin, Grabs

### Ausnahme ETH Zürich

Nr. 10 – «Wo die besten Unis sind – und warum» von Hans Ulrich Gumbrecht

Der Stanford-Professor Hans Ulrich Gumbrecht äussert sich ausführlich zu den Gründen, weshalb welche Unis Weltspitze sind. Gumbrecht erteilt dabei der ETH Zürich so etwas wie einen Ritterschlag, indem er ausführt: «So hat am Ende die ETH Zürich einen exklusiven und doppelten Sonderstatus in der internationalen Elitegruppe: Sie ist dort die einzige nichtangloamerikanische und die einzige kontinentaleuropäische Universität.» Er hätte auch noch beifügen können, es sei auch die einzige ohne eigentlichen Campus. Dem Gumbrecht für die Ganzheitlichkeit des intellektuellen Lebens hohe Bedeutung zuzuschreiben. Bestimmt zu Recht. Ebenso fehlt mir im sehr lesenswerten Beitrag die Bemerkung, dass die ETHZ zwar ihren Lehrkörper frei wählen kann, jedoch nicht ihre Studenten. Dies eine weitere Ausnahme im Vergleich zu den andern Spitzenuniversitäten.

Erich Heini, Luzern

### Unpräzise Quellen

Nr. 10 – «Mit Köpfchen und Ellbogen»; Markus Schär über Jacqueline Fehr

Damit die journalistische Nachwelt nicht ständig unpräzise Quellen abschreibt, möch-

te ich Folgendes richtigstellen: Meine Mutter ist ausgebildete Damenschneiderin. Sie arbeitete erst nach der Kinderphase als Wiedereinsteigerin ein paar Jahre als Shampooneuse und finanzierte damit meine Ausbildung. Zweitens: Die Unterstellung, die Trennung von meinem damaligen Ehemann sei kalkuliert gewesen, ist so verletzend wie falsch. Das erwähnte Vermögen ist mein Haus. Drittens: Eine kleine Recherche in jenen bürgerlichen Gremien, in denen ich mitarbeite (unter anderem Verwaltungsrat Energie 360 Grad oder Verwaltungsrat Mobiliar-Genossenschaften), hätte gezeigt, dass ich dort als konstruktive Mitdenkerin geschätzt bin.

Jacqueline Fehr, SP-Nationalrätin, Winterthur

### Kritik-immune SRG

Nr. 10 – «Am Ende des Boulevards»; Medienkolumne von Kurt W. Zimmermann

Der nachvollziehbare Wunsch des Autors, «irgendjemand muss Roger Schawinski sagen, dass es so nicht mehr geht», ist gut gemeint, aber gleichzeitig reichlich illusorisch. Denn die allmächtige, Kritik-immune und -resistente SRG teilt zwar auf allen Kanälen mächtig aus, aber sich von aussen was sagen lassen ist völlig undenkbar. Immer wenn's heikel wird, verschanzen sich die SRG-Macher hinter der Meinungsäusserungsfreiheit, obwohl sie diese regelmässig in Narrenfreiheit pervertieren.

Nicolas W. Oetterli, Wauwil

### Die Frau definiert den Mann

Nr. 10 – «Ins Décolleté schauen ist in Ordnung»; Interview mit Sexualtherapeutin Esther Elisabeth Schütz

Auf der Basis einiger scheinbarer Ungerechtigkeiten in der Vergangenheit, die gekonnt hochstilisiert wurden, masst sich die Frau heute an, den Mann und sein Verhalten bis ins Detail definieren zu dürfen. Sekundiert durch eine frauendevote Medienwelt, hat sie es ausserdem geschafft, in praktisch allen gesellschaftlichen Fragen die Deutungshoheit an sich zu reißen.

Kein Mann wagt es in unseren Breiten mehr, sich öffentlich gegen einen von Frauen eingenommenen Standpunkt zu stellen. Der Mann muss heute einsehen, dass er mit dem Eingehen auf alle Wünsche der Frau einen riesigen Fehler begangen hat. Er muss erkennen, dass er an der Hand, die er im ehrlichen Bemühen um eine wirkliche Partner-

schaft gereicht hat, gnadenlos über den Tisch gezogen wurde. Um der Frau zu genügen, musste er seine eigene Persönlichkeit aufgeben. Dieser Preis ist zu hoch. Er hätte wissen sollen, dass er es der Frau nie recht machen kann und es nie können wird. Nun ist der Schaden für die ganze Gesellschaft da, und die Frau wird dem Mann nicht helfen, die Scherben aufzunehmen.

Daniel Grob, Lufingen

### Die Zukunft liegt in Russland

Nr. 10 – «Lektion für Putin-Versteher»; Peter Haffner über die Ukraine

Wer sich auf die Darstellung des Autors verlässt, kann sich vielleicht im Gefühl wiegen, auf der richtigen Seite zu stehen; er wird jedoch die traurigen Vorgänge in der Ukraine nicht verstehen.

Vor nicht allzu langer Zeit verbrachte ich einige Wochen in einer kleinen Familienpension in Sewastopol. Anlässlich der Hochzeit der Wirtstochter traf sich die ganze, weitverzweigte Verwandtschaft. Sie kam zum Teil aus Südrussland, zum Teil von der Krim, wobei sowohl die enge Verbindung dieser Gebiete als auch die Meinungsverschiedenheiten zum Ausdruck kamen. Mehrfach hörte ich die (aus unserer Sicht naive) Überzeugung, die Zukunft liege nicht in Amerika, sondern in Russland. Ein junger ukrainischer Geschäftsmann sagte mir, er wüsste nicht, auf welcher Seite er kämpfen würde, falls es zum Krieg mit Russland käme. (Damals stiegen die Spannungen um den Kriegshafen von Sewastopol.) Das heisst aber nicht, dass man Janukowitsch schätzte; alle wussten, dass er ein verurteilter Verbrecher war.

Man versteht wohl die Ukraine am besten als doppelten siamesischen Zwilling: im Westen mit Westeuropa, im Osten mit Russland verwachsen.

Urs Oswald, Zürich

### Touristischer Schandfleck

Nr. 10 – «Der subversive Charme der Gewalt»; Florian Schwab über die Berner Reitschule

Solange Tschäppät und seine Genossen mit der «begleitenden» Schönwetterpolizei nicht gewillt sind, den Schwachsinn Reitschule ein für alle Mal zu beheben, sollte man Bern den Finanzausgleich streichen. Ich schäme mich als Berner für den touristischen Schandfleck.

Ruedi Zimmermann, Gelterkinden

### Keine Ahnung vom Stillen

Nr. 9 – «Darf man in einem vollbesetzten Restaurant sein Kind stillen?»; aus der Rubrik «Darf man das?»

So kann nur ein Mann antworten, der keine Ahnung vom Stillen und von den nicht

planbaren Bedürfnissen eines zu stillenden Säuglings hat. Als Grossmutter bin ich von dieser Frage persönlich nicht mehr betroffen. Aber was machen meine Schwiegertöchter, wenn auf einem Spaziergang ihr Baby unerwartet gestillt werden muss? Damit der gute Stil gewahrt bleibt, werden sie (und eventuell auch die älteren noch zu beaufsichtigenden Geschwister) den Tag zu Hause verbringen. Sie werden keine Einkäufe mehr tätigen, und ihre Männer werden nach der Arbeit die Einkäufe für die Familie übernehmen. Sie und hoffentlich auch ihre Männer werden an keiner Einladung, keinem Familienfest et cetera mehr teilnehmen, sondern auf den intimen Vorgang des Stillens warten. Wenn sie trotzdem ausser Haus sind, werden sie ihr Kind so lange schreien lassen, bis sie einen intimen Raum gefunden haben.

Das Wichtigste in Ihrem Leben scheint zu sein, dass der perfekte Stil gewahrt bleibt. Dazu wünsche ich Ihnen viel Spass.

Lilo Stoffel, Watt

### Bären dienst

Nr. 8 – «Frauen wollen gerne Sex»; Beatrice Schlag über die weibliche Lust

Ach, ja? Der monogame Mann verliert mit der Zeit also seine Attraktivität? Welcher Mann mag denn der bestmögliche auf Erden sein? Polygam veranlagt zu sein, ist offenbar ein Muss, also er ist polygam wegen seines Blutes, seiner Hormone, seiner Genetik, seiner Millionen von Spermien, seiner zoologischen Abstammung, doch er vergisst dies, wenn er auf die Strasse geht, in seinem Büro sitzt, in seiner Lieblingsbar hockt, an der Party feiert, alleine im Flugzeug sitzt. Er ist polygam veranlagt, schafft es aber, monogam zu leben. Aus Liebe! Drohungen der Frau kommen häufig vor, leisten der Liebe aber meist einen Bären dienst.

Andrés Baliarda, Bühler

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

Clever sparen!

Jetzt nur 450.– / Monat

Wir könnten unsere Preise auch auf 650.– / Monat erhöhen. Wollen wir aber nicht!

220'000  
Impressions pro Monat



Das marktführende Stellenportal für IT-Spezialisten

200'000  
Impressions pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000  
Impressions pro Monat



Das Schweizer Stellenportal für Handwerker

300'000  
Impressions pro Monat



Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:  
[info@stellen-anzeiger.ch](mailto:info@stellen-anzeiger.ch)

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80



Zwischen 1990 und 2015 haben sich die Ausgaben des Bundes mehr als verdoppelt.

# Ein neuer Klassenkampf

Die Privatwirtschaft sucht den Währungsschock so rasch als möglich zu verarbeiten, man beisst auf die Zähne und schnallt den Gürtel enger. Der Staat dagegen macht sich immer breiter und genehmigt sich rekordhohe Steuereinnahmen. *Von Peter Keller und Beat Gygi*

In der Schweizer Wirtschaft wird wieder in die Hände gespuckt: Seit Anfang März arbeiten die Angestellten des Haushaltsgeräteherstellers V-Zug vier Stunden mehr pro Woche. Der Betrieb mit 1400 Mitarbeitern reagiert mit dieser – vorerst zeitlich begrenzten – Massnahme auf die Erstarkung des Frankens. Beim Maschinenhersteller Tornos ist die Wochenarbeitszeit auf 43 Stunden gestiegen. Gleiches gilt für Huber + Suhner, den Produzenten von Komponenten für die Kommunikationstechnik. Der Schaffhauser Industriekonzern Georg Fischer lässt seine Angestellten an allen Schweizer Standorten länger arbeiten, neu 44 Stunden pro Woche, und der Gebäudehüllensbauer Eternit erhöht die wöchentliche Arbeitszeit für die 500 Schweizer Angestellten von 42 auf 45 Stunden, ebenso das Uzwiler Technologieunternehmen Bühler. Laut Umfragen denkt jedes dritte Unternehmen über Perso-

nalabbau nach. Die Schweizer Privatwirtschaft und speziell die Exporteure stehen auf die Hinterbeine. Wer überleben will, muss handeln: Produktivität steigern, Kosten senken, Personal entlassen, Forschung und Entwicklung vorantreiben, neue Verkaufskanäle suchen und mehr Kunden besuchen, um im Markt bestehen zu können.

## Typisches Staatsverständnis der Regierung

Was tut sich inzwischen beim Staat? Am Tag der Aufhebung des Mindestkurses zum Euro, am 15. Januar, tagte der Ausschuss Wirtschaftspolitik des Bundesrats. Die Bundesräte Schneider-Ammann, Widmer-Schlumpf und Leuthard liessen sich vom Nationalbank-Präsidenten informieren und «diskutierten» mögliche Auswirkungen des Entscheids auf die schweizerische Volkswirtschaft. Am 21. Januar veröffentlichte das Eidgenössische Fi-

nanzdepartement (EFD) eine fast identische Medienmitteilung: «Bundesrat befasst sich mit Situation nach SNB-Entscheid.» Während die Wirtschaft handelt, handeln muss, diskutiert die Regierung weiter. Am 30. Januar dann der erste finanzpolitische Entscheid: EFD und Nationalbank einigen sich auf eine Zusatzausschüttung an Bund und Kantone in der Höhe von einer Milliarde Franken. Es ist für das Staatsverständnis der Regierung typisch: Finanzministerin Widmer-Schlumpf entlastet als Erstes die Staatskassen.

Weiteres folgte in diesen Tagen. Laut Angaben der *Sonntagszeitung* beantragen die Departemente Leuthard und Widmer-Schlumpf für ihr Projekt «Energiewende» massive Erhöhungen von Strom- und Benzinpreisen als Lenkungsabgaben: zusätzlich 26 Rappen für einen Liter Treibstoff, zwanzig Prozent höhere Strompreise, und bis 2030 soll auch das Heizöl





*Staatskassen zuerst:* Bundesrätin Widmer-Schlumpf an den Von-Wattenwyl-Gesprächen, 2013.

89 Rappen pro Liter teurer werden. Blüten müssen insbesondere Pendler, KMU und der Industriestandort Schweiz. Die Energiewende steht für das grösste Umverteilungs- und Subventionsprojekt der letzten Jahrzehnte. Derweil läuft der Verwaltungsapparat unbeirrt weiter; die Arbeitszeiterfassung wird genauer geregelt, die Kantone sollen die ambulante Gesundheitsversorgung weiterhin regulieren können, das Bundesamt für Kultur organisiert eine «Arbeitsgruppe zur fahrenden Lebensweise», in der ein Dutzend Behörden und zehn Parteien der Fahrenden Einsitz nehmen.

### Ein Beamter verdient mehr als ein Banker

Die Aufhebung der Kursuntergrenze gegenüber dem Euro und die daraus folgende Rosskur für die Unternehmen und ihre Mitarbeiter hat einen bisher weitgehend verdeckten Gegensatz ans Tageslicht gezerrt: In der Schweiz gibt es einen neuen Klassenkampf. Die Trennlinie verläuft allerdings nicht mehr, wie die Marxisten glauben, zwischen Bürgertum und Proletariat, sondern «zwischen der Klasse der Steuerzahler und der Klasse derer, die von den Steuern leben» (Nicolás Gómez Dávila). Man kann es auch eine neue Art von Feudalismus nennen. Eine immer grösser werdende Koalition von öffentlich Bediensteten und öffent-

lich Unterstützten profitiert vom Umverteilungsstaat und lebt mehr oder weniger auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung – und der staatsgetragene Teil dehnt sich stetig aus. Privilegiert ist, wer auf der richtigen, auf der hoheitlichen Seite sitzt. Der Rest strampelt sich ab und finanziert den «Klassenfeind», der ihn mit zusätzlichen Abgaben und Regulierungen knechtet.

1990 betrug die Ausgaben des Bundes knapp 32 und im Jahr 2000 rund 47 Milliarden Franken. Für 2015 sind rekordhohe 67,5 Milliarden budgetiert. Aufschlussreich ist das Wachstum der Ausgaben pro Kopf: Sie blieben

---

### Privilegiert ist, wer auf der richtigen, auf der hoheitlichen Seite sitzt.

---

nicht etwa proportional, sondern stiegen allein im vergangenen Jahrzehnt von etwa 6000 auf rund 8500 Franken. Mittlerweile verdient ein Bundesbeamter mehr als ein Banker: Sein durchschnittlicher Bruttomonatslohn beträgt 9955 Franken – gegenüber 9823 Franken im Finanzdienstleistungssektor. Aber auch im direkten Vergleich verdienen Angestellte im öffentlichen Sektor wesentlich mehr als ihre Be-

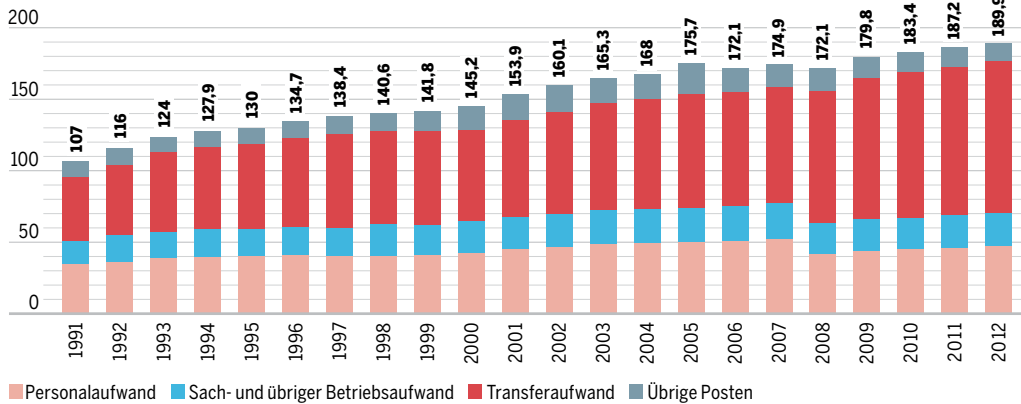
rufskollegen in der Privatwirtschaft, etwa im Bereich Erziehung und Unterricht (8792 Franken) oder im Baugewerbe (7148 Franken) – dies gegenüber 7225 Franken beziehungsweise 6024 Franken in privaten Firmen. Mit anderen Worten: Ein Lehrer an einer staatlichen Schule verdient im Durchschnitt 22 Prozent mehr als ein Lehrer einer privaten Bildungseinrichtung. Bezahlt wird der saftige Lohnzuschlag durch die Steuerzahler.

### Regulierte Preise steigen zügig

Ein ähnliches Bild zeigt sich bei der Effizienz. Während die Bevölkerung in der Periode 2010 bis 2013 um 3,4 Prozent zunahm, sind die Gesamtausgaben des Bundes um 6,5 Prozent gestiegen – also fast um das Doppelte. Allein die Personalkosten wuchsen um 12 Prozent. Im privaten produzierenden Sektor ist die Zahl der Beschäftigten fast gleich geblieben, trotz Konjunktur und guter Auftragslage; 2010 wiesen die einzelnen Branchen insgesamt 1,012 Millionen Beschäftigte aus. 2013 waren es 1,026 Millionen, was einem Plus von 1,4 Prozent entspricht. Im gleichen Zeitraum legte die öffentliche Verwaltung massiv zu: von 165 800 auf 183 300 Beschäftigte, also um rund 10,5 Prozent. Und während in den freien Märkten die Konsumentenpreise zwischen 2010 und 2014

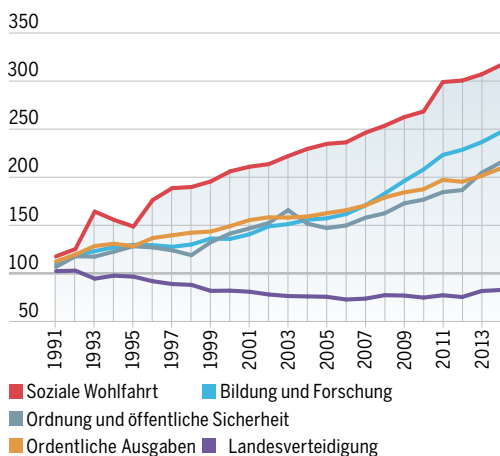
## Die Entwicklung zum Umverteilungsstaat

Betrieblicher Aufwand des Staatssektors in Mrd. Franken



## Soziale Wohlfahrt wird zum Hauptthema

Indexierte Entwicklung verschiedener Ausgabenarten des Bundes (1990=100)



Der Steuerzahler ist immer irgendwie betroffen.

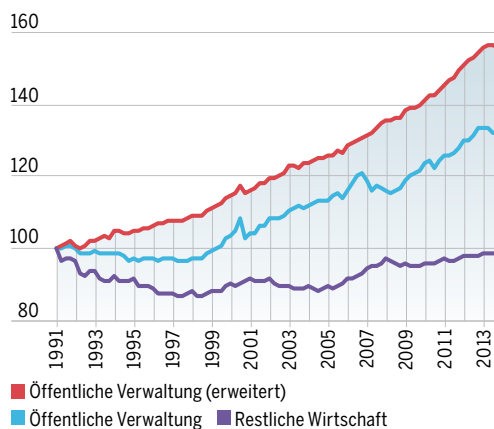
rückläufig waren (Nahrung -2 Prozent, Bekleidung -13 Prozent, Telekom-Geräte -35 Prozent, Autos -16 Prozent) stiegen die staatlich regulierten Preise wie etwa die Bahntarife (+10 Prozent) oder die Krankenkassenprämien (+13 Prozent) zügig.

## Sozialprofis werden teuer

Staatwachstum ist aber nicht nur auf Bundesebene das tägliche Geschäft von Bürokraten und Politikern; das Leben auf Kosten anderer beginnt oft auch im Kleinen. «So etwas liess ich früher nicht durchgehen», sagt beispielsweise ein ehemaliger Gemeinderat eines kleineren Ortes, «Sozialhilfe gab es bei mir nicht, wenn jemand nicht alle notwendigen Dokumente vorlegen konnte.» Heute dagegen sei es eben nicht mehr der mit dem Sozialressort persönlich betraute Gemeinderat, der über die Vergabe der Unterstützung entscheide, sondern eine spezielle Verwaltungsabteilung. Mit wachsender Einwohnerzahl der Gemeinde wurden viele Verwaltungen professionalisiert, Gemeinderäte delegierten zunehmend Geschäfte an die Fachleute, und diese «Profis» der Sozialhilfeabteilung drücken offenbar im-

## Beschäftigungswachstum als staatliche Angelegenheit

Indexierte Entwicklung der Stellenzahl, Vollzeitäquivalente (1991 = 100)



QUELLE: BFS

mer wieder ein Auge zu, wenn ein Antragsteller nicht alle Bedingungen zum Bezug von Sozialhilfe erfüllt, also Missbrauch betreibt.

Solche Verwaltungsabteilungen haben naturgemäss keine grossen Anreize, mit öffentlichem Geld sparsam umzugehen, denn dies würde ihre «Kundschaft» verkleinern und damit ihre Bedeutung und das Abteilungsbudget verringern. Alles in allem führt dies dazu, dass professionalisierte Gemeindeverwaltungen am Schluss teurer sind, mehr Leu-

## Geradezu dramatisch ist die Lage in der Altersvorsorge, die in Alain Bersets Dossier liegt.

te beschäftigen und mehr Mittel umverteilen, als es ursprünglich geplant war. Und sollte von Bürgern Widerspruch kommen, gibt es zum Entkräften meist genug Empfehlungen von Fachvereinigungen – die ebenfalls Interesse an einer umfangreichen Sozialpolitik haben – sowie Vorgaben, die auf Kantonsebene von den vereinigten Fachleuten erlassen worden sind.

Es passt ins Bild, dass die links-grün beherrschte Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) nach der Euro-Krise und der Aufhebung des Mindestkurses eine Anhebung des Grundbedarfs um 100 Franken für Sozialhilfeempfänger gefordert hat. Man kann einwenden, dass die Sozialhilfe an die etwa 260 000 Bezüger und mit den jährlichen Nettozahlungen von knapp 2,5 Milliarden Franken nicht alle Welt ausmache, aber es ist ein typisches Beispiel für Umverteilung, die neben der Geldbelastung auch Unübersichtlichkeit und eine Machtverschiebung weg vom Steuerzahler hin zu politischen Interessengruppen und Verwaltung in die Sozialpolitik bringt.

Noch viel ausgeprägter ist dies im Gesundheitssektor der Fall, wo pro Jahr gegen 70 Milliarden Franken umgesetzt werden. Die 1995 eingerichtete obligatorische Krankenversicherung führt zu einer Solidarität und damit Umverteilung, die zu einem guten Teil gewollt und akzeptiert ist, aber darüber hinaus nutzen Bundesverwaltung, Kantone und Berufsorganisationen das System wacker, um eigene Vorteile herauszuholen; am effizientesten ist in dieser Disziplin Bundesrat Alain Berset, der zunehmend Kompetenzen zur Leistungszuteilung, Tarifgestaltung, Qualitätsbestimmung und Oberaufsicht an sich zieht.

## Auf Kosten der Jungen

Geradezu dramatisch ist die Lage in der Altersvorsorge, die ebenfalls in Bersets Dossier liegt. In der AHV wie auch in der beruflichen Vorsorge der zweiten Säule zeichnen sich für die Zukunft riesige Finanzierungslücken ab, weil geburtenstarke Jahrgänge in die Auszahlungsphase kommen werden. Diese Probleme sind heute an der Oberfläche noch kaum sichtbar, die Politik könnte diese aber bereits vorausschauend entschärfen durch geringere Auszahlungen an die Bezüger.

Die heutigen Rentenzahlungen der zweiten Säule an die Pensionierten sind so hoch, dass sie sich nicht aus den angesparten Mitteln bestreiten lassen und eine Entnahme aus dem Vorrat notwendig machen, der eigentlich den Jüngeren gehört. Dies bedeutet eine gewaltige Umverteilung von Jung zu Alt, die den Jungen wohl kaum richtig bewusst ist. Und die gegenwärtige Politik der AHV läuft angesichts der Tiefzinsbedingungen darauf hinaus, dass für die AHV in nicht allzu ferner Zukunft ein Defizit im Umfang von etwa 150 Prozent des Bruttoinlandprodukts entstehen kann. Dies ist im Grunde eine versteckte Staatsverschuldung, die via leichtfertige Umverteilung einfach den nachkommenden Generationen aufgebürdet wird.

Da ist die Umverteilung in der Energiepolitik fast etwas harmloser – obwohl sich auch bei diesem Thema jeder redliche Bürger nur ärgern kann, wenn er sieht, wie der Staat beispielsweise auf Treibstoffen Abgaben erhebt

und das Geld dann Hauseigentümern als Subventionen für energetische Sanierungen zuleitet. Wer bisher schlecht zu seinem Haus geschaut hat, wird durch diesen vermeintlich umweltschonenden Mechanismus belohnt.

### Milliarden für die Kultur

Wer der Ansicht ist, dass der Staat eigentlich das machen sollte, was private Haushalte und Firmen nicht so gut können, wird erstaunt sein über den Spielraum, der sich für staatliche Geldverteiler mit Botschaft zur Förderung der Kultur in den Jahren 2016–2020 eröffnet. 2012 liessen Gemeinden, Kantone und der Bund insgesamt gut 2,7 Milliarden Franken an Künstler und kulturelle Einrichtungen zahlen. Nach den Plänen des Bundesrates sollen diese Ausgaben nochmals kräftig steigen und bis 2020 gemäss Botschaft knapp 3,4 Milliarden Franken pro Jahr erreichen – dies entspricht einer Ausweitung von fast 23 Prozent. Im einen Fall suchen Verwaltungsstellen mit ihren Zuschüssen also Hausbesitzer, im andern Kunstschaffende als Koalitionspartner zu gewinnen, und immer ist im Hintergrund jemand, der das bezahlt.

Die Umverteilung nimmt auch deshalb zu, weil praktisch jede Mittelschichtung die Übersichtlichkeit verringert und damit weitere Möglichkeiten eröffnet. Es wäre eigentlich zu erwarten, dass die Leidtragenden, die Zahlenden, irgendwann aufstehen und sich wehren, ganz wie es zu einem neuen Klassenkampf passen würde. Da jedoch auf allen Politikgebieten anders umgeschichtet wird, sind die belasteten Gruppen und die Koalitionen der Nutzniesser immer wieder andere.

Das ist im Grunde genommen eine fatale Diversifikation des «neuen Klassenkampfes»: Es sind immer wieder wechselnde Gruppen von Leidtragenden, die von den staatlichen Dirigenten herangezogen werden, um Wohltaten an eine bestimmte Gruppe zu finanzieren. So kommen mehr oder weniger «alle einmal dran», mal als Begünstigte, dann wieder als Belastete. Der einzige gemeinsame Nenner besteht darin, dass das Gebaren des Umverteilungsstaates immer irgendwie die Steuerzahler trifft.

Mehr Beschäftigte, mehr Aufwand, mehr Umverteilung und trotz Rekordeinnahmen knapp bei Kasse – das ist ungefähr das Bild eines unersättlichen und atemlosen Staatsapparats, wie es sich zurzeit präsentiert. Mit der Meldung «Öffentliche Finanzen der Schweiz 2013–2015: steigende Verschuldung der Kantone» bereitete das Finanzdepartement dieser Tage das Publikum darauf vor, dass die Kantone für das Jahr 2014 unter anderem wegen diverser Pensionskassensanierungen mit verschlechterten Rechnungsergebnissen aufwarten und mehr Schulden ausweisen müssten.

Zum ersten Mal seit 2003 dürften die Rechnungen von Bund, Kantonen und Gemeinden mit Verlusten abschliessen. Aber während im Privatsektor Verluste als Selektionsmechanismus wirken, führen sie im Staatssektor meist zur Erhöhung von Steuern und Abgaben.

### Auf der schiefen Bahn

Die Eidgenössische Steuerverwaltung (ESTV) wird hundertjährig, und die Geschichte dieser Institution veranschaulicht eindrücklich, wie hart das Ringen zwischen Fiskus und Steuerzahler immer wieder gewesen ist – sie zeigt aber auch, dass die Entwicklung letztlich im-



*Eine neue Art von Feudalismus.*

mer in die eine Richtung ging: hin zu mehr Steuern, Abgaben und Vorgaben. Die direkten Bundessteuern nahmen ihren Anfang in der Notlage nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs; Dies war eine Art Dammbbruch, der dem Bund neue Einnahmenströme zuleitete. Und es war ein Bruch mit den bis damals gültigen föderalistischen Prinzipien, gemäss denen der Bund keine direkten Steuern erheben durfte, sondern mit den indirekten Steuern, in jener Zeit vor allem Zöllen, auskommen musste.

Der Zweite Weltkrieg brachte neue Notlagen und dem Fiskus neue Gelegenheiten, Einnahmequellen zu erschliessen. Im Dezember 1940 beschloss der Bundesrat, eine Wehrsteuer zu erheben, die Einkommen und Vermögen natürlicher Personen und den Gewinn und das Kapital juristischer Personen erfasste. Dies blieb auf provisorischer Grundlage, bis 1958 die Kompetenz des Bundes, direkte Steuern zu erheben, in die Bundesverfassung aufgenommen wurde. 1982 wurde die Wehrsteuer praktisch zementiert, indem sie in «direkte Bundessteuer» umbenannt wurde und damit vom Notlage-Argument gelöst wurde. Und 1991 wurde die Position des Bundes weiter ge-

stärkt mit dem Bundesgesetz über die Harmonisierung der direkten Steuern der Kantone und Gemeinden und der gesetzlichen Grundlage zum Erheben der direkten Bundessteuer. Ein Rest von Skepsis gegenüber dem Bund ist allerdings immer noch vorhanden, denn die Geltungsdauer der direkten Bundessteuer ist weiterhin befristet. Die aktuelle Periode läuft von 2004 bis Ende 2020, dann wird über die nächste Verlängerung zu entscheiden sein.

Zwei Beispiele aus jüngster Zeit zeigen aber, dass die föderalistische Ordnung auf einer schiefen Bahn abwärtsrutscht und dass die Verwaltungselite eigentlich für die vom Staat getragene grosse Koalition arbeitet. Zum einen hat der Bundesrat am 11. Februar zur Initiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre» Stellung genommen und diese zur Ablehnung empfohlen. In seiner Begründung der Ablehnung der Initiative zur Verankerung des Bankkundengeheimnisses in der Verfassung war seine Hauptsorge, dass die «korrekte Erhebung der Steuern von Bund, Kantonen und Gemeinden gefährdet wäre». Die Auskunft gegenüber Behörden oder die korrekte Erhebung der Steuern erscheint viel wichtiger als das Thema «Schutz der Privatsphäre». Es ist ja der gleiche Bundesrat, der den Übergang zum automatischen Informationsaustausch vorangetrieben hat.

### «Kampfkraft» der Steuerpolizei

Zum andern schlägt der Bundesrat in seiner Vernehmlassungsvorlage zur Unternehmenssteuerreform III Massnahmen zum Ausgleichen von Steuerausfällen vor, die auf ein Aufrüsten der Steuerpolizei hinauslaufen. Das Finanzdepartement möchte 75 zusätzliche Steuerinspektoren einstellen, die in den Unternehmen die Bücher auf die korrekte Steuerdeklaration hin kontrollieren. Ein Inspektor, der Firmenbücher durchleuchtet, bringt offenbar gut 500 000 Franken an Nachbelastungen in die Bundeskasse, bei anderen Steuerarten noch mehr. Heute sind 215 solche Inspektoren im Einsatz, die Aufstockung würde die «Kampfkraft» der Steuerpolizei also um gut ein Drittel steigern.

Der Begriff «Kampf» ist nicht abwegig, denn solche Massnahmen zielen erfahrungsgemäss auf eine Konfrontation zwischen Behörden und Firmen ab, die das Vertrauen zwischen Bürger und Staat verringert und das Versteckspiel fördert. Der Schaden durch den Vertrauensverlust dürfte die paar Millionen eingesammelte Steuergelder bei weitem übertreffen, aber dies liegt auf der bisherigen Linie des Bundesrates, der manche Gelegenheit ausgenutzt hat, um das Bankgeheimnis einzuschränken, das Tätigkeitsfeld von Steuer- und Lohnpolizei oder Arbeitszeitkontrolleuren zu erweitern und damit die Position der Koalition der Staatsgetragenen weiter zu stärken. ○

# Das hilfsbedürftige Geschlecht

Aufklärungskampagnen, Quotenregelungen, Lohnpolizei – Frauen werden mit allen erdenklichen Mitteln gefördert. Die Programme kosten Millionen. Ein neues Papier belegt, wie hier ein Vorurteil von Staates wegen gegen jede Realität konstruiert wird. *Von Rico Bandle*

In einem Zürcher Tram war kürzlich zu beobachten, wie ein etwa zehnjähriges Mädchen neugierig einen Werbeaushang des städtischen Gleichstellungsbüros studierte. Darauf waren eine Frau und ein Mann abgebildet, darunter stand die Frage: «Von wem lassen Sie lieber Ihr Auto reparieren?» Nach einer Weile sagte das Mädchen: «Also ich möchte sicher, dass der Mann mein Auto repariert!» Die Mutter, Typus Akademikerin, schaute leicht verstört und versuchte mit einer pädagogisch korrekten Frage die Situation zu lösen: «Was denkst du, was möchte das Plakat aussagen?» Als wäre dies sonnenklar, antwortete das Mädchen: «Die wollen zeigen, dass es Männer- und Frauenberufe gibt.»

Die Kampagne, die Geschlechtervorurteile abbauen soll, ist ein Vorzeigebeispiel dafür, wie Werbung die gegenteilige Wirkung als die beabsichtigte entfalten kann. In Zürich hängen die Plakate zurzeit unübersehbar in jedem Tram. «Wem vertrauen Sie lieber Ihre Herzoperation an?», «Von wem lassen Sie lieber Ihre Hochzeit planen?» oder «Von wem lassen Sie lieber Ihre Nägel pflegen?», heisst es darauf. Erst wer ganz genau hinschaut, bemerkt, dass diese staatlich finanzierten Aushänge eigentlich der Volkserziehung dienen sollen: «Rollenbilder engen ein. Umdenken öffnet Horizonte», heisst es am unteren Rand.

Um die Frauen steht es in unserem Land offenbar schlecht. Nicht nur laufen gleich mehrere sogenannte Sensibilisierungskampagnen für Frauenanliegen, am Wochenende wurde in Bern für Lohngleichheit protestiert, Bundesrätin Simonetta Sommaruga möchte eine Lohnpolizei für Frauen einrichten, verschiedentlich werden Frauenquoten in Kaderstellen gefordert, bei vielen Stelleninseraten des

Bundes steht ausdrücklich, dass Frauen bevorzugt werden.

Der Staat greift den Frauen in Alltag und Beruf unter die Arme und soll es gemäss vielen Politikerinnen noch mehr tun – als ob es sich um Menschen handelte, die nicht in der Lage sind, sich selber durchzusetzen. Wie tief sich die Idee der hilfsbedürftigen Frau in der meinungsbildenden Klasse mittlerweile verankert hat, zeigt ein Beispiel aus der eigentlich liberalen *Neuen Zürcher Zeitung*. Nachdem sich die Redaktorin Claudia Wirz in einem fulminanten Kommentar («Bitte keine Zwangsbeglückung!») gegen all die bevormundenden Frauenstützmassnahmen ausgesprochen hatte, wurde sie von einer Frauengruppe der Redaktion zu einer Aussprache zitiert und gemassregelt.

Um die unzähligen Frauenförderprogramme zu rechtfertigen, werden Studien von Gender-Forscherinnen

und Psychologinnen beigezogen, diese verleihen der Hilfsbedürftigkeit der Frau die wissenschaftliche Grundlage. Frauen in Gleichstellungsbüros lassen sich also von Frauen an den Unis in teuren Gutachten bestätigen, dass Frauen diskriminiert werden – es entsteht jener Kreislauf, den Spötter mit «Frauen fragen Frauen Frauenfragen» umschreiben.

Ein solches Gutachten wurde auch für die Zürcher Gleichstellungskampagne mit den Rollenbildern erstellt. Das an der Uni-

versität Bern verfasste Papier bietet tiefen Einblick in die Denk- und Funktionsweise dieses eigenartigen Forschungsbereichs.

Gemäss dem fünfzehneitigen Papier ist sich die internationale Gender-Forschung einig: Das Grundübel in unserer Gesellschaft liegt darin, dass der Mensch darauf geeicht



«Zeigen, dass es Männer- und Frauenberufe gibt.»



«Statusniedrige Verhaltensweisen.»

ist, Personengruppen reflexartig gewisse charakteristische Merkmale zuzuweisen, sogenannte Stereotype. Weibliche Geschlechtsstereotype sind zum Beispiel: «einfühlsam», «fürsorglich», «ehrlich», «liebvoll» oder «treu». Zu den männlichen gehören: «fleissig», «clever», «selbstsicher», «zielstrebig» oder «ehrgeizig». Die Autorinnen des Gutachtens, Martina Infanger und die Professorin Sabine Sczesny, halten fest, dass in unseren Hirnen die Geschlechtsstereotypen «unbewusst und automatisch» aktiviert würden. Dies beeinflusse massgeblich unsere Wahrnehmung, was «wesentlich zu einer Ungleichbehandlung von Personen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe» beitrage. Hier liege der «Kern diskriminierenden Verhaltens».

## Karriere und Status

Nun, dass Menschen einander zumindest am Anfang auch nach Äusserlichkeiten oder Gruppenzugehörigkeit beurteilen, ist eine banale Erkenntnis. Dass dieser Umstand allerdings zum Nachteil der Frauen gereicht, erscheint auf den ersten Blick wenig augenfällig, schliesslich sind Frauen zugeschriebene Adjektive wie «einfühlsam» oder «ehrlich» keineswegs negativ konnotiert. Um zu zeigen, dass dem trotzdem so ist, betreiben Gender Forscherinnen – es



sind fast ausschliesslich Frauen – einen enormen Aufwand.

Im «Gutachten zur Kampagne «Umdenken öffnet Horizonte»» wird eine noch unveröffentlichte Studie der Universität Bern erwähnt, in der anhand von über tausend Testpersonen untersucht wurde, wie Schweizerinnen und Schweizer die Geschlechtsstereotype bezüglich Karriere und Status einschätzen. Die Urheberinnen der Studie sind identisch mit den Autorinnen des Gutachtens, wodurch sich diese gleich selbst zitieren können. Das Resultat ist dermassen deutlich, dass es jeden ansatzweise kritischen Beobachter skeptisch stimmen sollte: sämtliche weiblichen Stereotype werden negativ bewertet, sämtliche männlichen Stereotype positiv. Entsprechend fällt das Fazit aus: «Auch in der Schweiz wird von Frauen erwartet, dass sie statusniedrige Verhaltensweisen zeigen, während von Männern Verhaltensweisen erwartet werden, die mit hohem Status in Verbindung gebracht werden. Diese Ergebnisse untermauern somit das (negative) Potenzial von Geschlechtsstereotypen innerhalb einer Gesellschaft.»

Nun könnte man einwenden, nur weil von Frauen «statusniedrige Verhaltensweisen» erwartet werden, bedeute dies noch lange nicht, dass sie diese Erwartungen auch erfüllen müssen. Die Antwort der feministischen Forschung

darauf lautet: «Die Verletzung sozialer Normen wird in einer Gesellschaft grundsätzlich sanktioniert, beispielsweise durch Ablehnung (z. B. wird die betreffende Person weniger gemocht).» So stiessen etwa Frauen, die dominantes Verhalten zeigen, auf mehr Ablehnung als Männer, heisst es im Papier. Gegenteilige Erfahrungen, zum Beispiel dass jede Frau, die eine Managementstelle ergattert, von vornherein ein riesiges positives Medienecho auf sich hat oder dass Frauen zurzeit in Führungsetagen höchst begehrt und entsprechend umworben werden, kommen nicht zur Sprache.

Die Benachteiligung der Frau ist gemäss der Gender-Forschung tief in der Gesellschaft verankert. Frauen würden nicht nur durch Männer, sondern auch durch Frauen diskriminiert, denn diese denken genauso in Stereotypen. Aber es besteht Hoffnung: Es sei «zu betonen, dass Personen eigenen kognitiven Verzerrungen nicht hilflos ausgeliefert sind», heisst es im Bericht. «Vielmehr sind Personen durchaus in der Lage, den Einfluss automatisch aktivierter geschlechtsstereotypischer Kognition durch bewusste, kognitive Kontrollprozesse zu reduzieren und ihre Urteile und Verhaltenstendenzen anderen Personen gegenüber anzupassen.» Mit anderen Worten: Menschen können sich zum Positiven ändern – wenn sie nur wollen. Und sonst muss halt der Staat nachhelfen: «Die

Sensibilisierung für persönliche Geschlechtsstereotype und für deren Einfluss auf alltägliche Wahrnehmungs- und Urteilsprozesse stellen eine entscheidende Massnahme dar, um Vorurteile und Diskriminierung innerhalb einer Gesellschaft reduzieren zu können.» Hier liegt der Schlüssel für die ausufernde Gleichstellungsindustrie begraben; die Überzeugung, fehlgeleitetes Denken der Leute durch Staatsinterventionen in richtige Bahnen lenken zu können.

#### «Massnahmen» in Kindergärten

Die Reaktion des Mädchens auf das Gleichstellungsplakat im Tram ist in der Gleichstellungslogik nicht etwa Ausdruck davon, dass Volkserziehung in der Regel zum Scheitern verurteilt ist, sondern davon, wie stark bereits Kinder Geschlechtsstereotype ausgebildet haben – und dass entsprechend noch weit mehr «Massnahmen» nötig sind, auch schon in Kindertagesstätten und Kindergärten. Die Arbeit wird den Gleichstellungsbüros ohnehin noch lange nicht ausgehen. Gerade bei den heute äusserst selbstbewusst auftretenden Mädchen und jungen Frauen werden wohl noch viele Kampagnen und Studien nötig sein, um sie davon zu überzeugen, dass sie eigentlich diskriminierte, hilfsbedürftige Geschöpfe sind. ○

# Es lebe der Unterschied

Mit Quoten wird die einzige Eigenschaft von uns gefördert, für die wir wirklich nichts können: weiblich zu sein. Das ist nicht Fortschritt, sondern Regression.

Von Katja Oskamp



*Wollen wir partout Opfer und Täter spielen, steigen wir mit dem Kerl in die Kiste.*

Ich habe drei Freundinnen, alle sind wie ich Mitte vierzig, alle haben zwanzig Jahre Berufserfahrung. Jetzt stehen wir am Scheideweg. Wir müssen umsatteln.

Die erste ist Holzbildhauerin, hat ihr Fach an der Schnitzschule, später an der Kunsthochschule erlernt. Sie hat Wettbewerbe gewonnen und ihre Figuren in vielen Ausstellungen gezeigt. Von der Bildhauerei allein kann sie nicht leben.

Die zweite hat Schauspiel studiert und war im Lauf der Jahre an verschiedenen Bühnen engagiert. Als die Kraft nicht mehr reichte, stieg sie aus.

Die dritte Freundin ist Biologin. Sie schreibt gerade ihre B-Promotion. Dennoch ist klar, dass der Wissenschaftsbetrieb sie demnächst ausspuckt. So ist das in Deutschland organisiert. Die Erfahrenen müssen gehen und Platz für die Jugend schaffen.

Ich bin Schriftstellerin, habe vier Bücher und unzählige Texte geschrieben. Mein aktuelles Manuskript hat bisher noch keinen Verlag gefunden.

Natürlich haben wir neben der Arbeit unsere Kinder grossgezogen. Und natürlich haben wir uns das Leben noch vor zehn Jahren anders vorgestellt. Geradliniger. Leichter. Erfolgreicher.

Mit unseren in der Lebensmitte knickenden Lebensläufen sind wir ideale Kandidatinnen für Frauenförderungsprogramme, Frauen-

gleichstellungsbehörden, Frauenschutzverbände. Wir könnten locker andocken an die grosse, florierende Opferindustrie. Wir könnten auf die Frauenquote pochen, uns an irgendeine Gleichstellungsbeauftragte wenden, betroffen den Blick senken, die Hände in den Schoss legen und sagen: «Das Leben ist hart. Das Leben ist ungerecht. Liebe Gleichstellungsbeauftragte, Sorge für uns. Gib uns Arbeit. Gib uns Geld. Schmeiss halt ein paar Männer raus. Wir haben schliesslich Anspruch auf einen Platz in einer Welt, in der es nicht für alle reicht, denn wir sind Opfer.» Mit Verlaub, so benehmen wir uns nicht einmal, wenn wir einen Mann ins Bett kriegen wollen.

Denn um in den Genuss der Frauenförderung zu kommen, dürften wir zunächst alles vergessen, was uns ausmacht: unsere Talente, unser Wissen, unser mit den Jahren gewachsenes handwerkliches Können. Gefördert würde die einzige Eigenschaft, für die wir wirklich nichts können: weiblich zu sein. Das klingt nicht nach Fortschritt, sondern nach Regression. Die Formel, auf der der ganze geldverschlingende Zirkus basiert, lautet: Frau = Opfer, Mann = Täter.

Meine Freundinnen und ich sind aber keine Opfer und wollen auch nicht wie Opfer behandelt werden. Wir sind Täter, denn «Täter» kommt von «Tat», und «Tat» kommt von

«tun». Wir sind Täter-Frauen. Wir haben überhaupt keine Lust, gegen Männer zu kämpfen, schon gar nicht in staatlich subventionierter Form. Männer sind super, das finden meine Freundinnen auch. Wir sind froh um jeden Mann, den wir kennen. Es gibt ja nicht mehr viele. Die Strassen sind voll von Schlawis, die mit der Babytrage vor dem Bauch herumschleichen und sich derart tief in die Seele der Frau eingefühlt haben, dass sie selbst komplett verweiblicht sind. Ein Entmannungs- und Gleichmachungsprogramm, das auf das Konto der Feministinnen geht. Sie sind in der Mitte der Gesellschaft angekommen, bevölkern Gremien und kreieren Forschungsgebiete. Daher muss die Frage erlaubt sein: Ist Feministin neuerdings ein Beruf? Nicht eher eine Gesinnung? Eine Weltanschauung? Wie beim SPD-Mitglied oder beim Partyluder?

## Männer hüten wie Augäpfel

Meine Freundinnen und ich haben richtige Berufe, bald hat sogar jede von uns zwei bis drei. Die Bildhauerin jobbt als Kunstlehrerin an einem Gymnasium und finanziert sich so die Ausbildung zur Ernährungsberaterin. Die Schauspielerin dreht inzwischen Dokumentarfilme und inszeniert Theaterstücke mit Kindern. Die Biologin hat seit neuestem ihr Zertifikat als Mediatorin in der Tasche und ihren ersten Fall schon in Arbeit. Ich mache eine Ausbildung zur Fusspflegerin. Das Wissen, das ich erwerbe, brauche ich für meinen nächsten Roman. Oder um im Kosmetikstudio zu arbeiten.

Der Knick in der Biografie ereilt Männer genauso wie Frauen. Deshalb bin ich für Solidarität. Meine Freundinnen und ich hüten die wenigen Männer, die uns geblieben sind, wie unsere Augäpfel. Wir lieben sie fast so sehr wie unsere Kinder und genauso sehr wie unsere Berufe. Wir kochen ihnen Suppe, sammeln ihnen die Krümel aus dem Bart und verhätscheln sie, wenn sie Schnupfen haben. Im Gegenzug dürfen wir ab und zu Blumen erwarten und wenn wir uns ein schönes Kleid anziehen, ein Kompliment. Für eine gelegentliche Finanzspritze, falls möglich, sind wir dankbar und einem Flirt nicht abgeneigt, auch wenn das heute schnell Sexismus heisst. Wollen wir partout Opfer und Täter spielen, steigen wir mit dem Kerl in die Kiste und rufen: «Es lebe der Unterschied!»

**Katja Oskamp**, 44, ist Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien von ihr der Roman «Hellersdorfer Perle» im Eichborn-Verlag.

# Neue Gründe für die Energiewende

Schluss mit Atomenergie, Verzicht auf fossile Brennstoffe, Förderung von Alternativstrom – Doris Leuthard hat die Energiestrategie 2050 des Bundes im *Tages-Anzeiger* verteidigt. Wir geben die zentralen Argumente der Bundesrätin wieder – und sagen, warum sie nicht stichhaltig sind. *Von Alex Reichmuth*

«2013 betrug unsere Kosten für Energie rund 33 Milliarden Franken, wovon 20 Milliarden für den Import von Erdöl, Gas und Benzin ausgegeben wurden. Der derzeit sehr tiefe Ölpreis und der starke Franken helfen, diese Kosten zu reduzieren und Milliarden zu sparen. Das entlastet Bevölkerung und Wirtschaft. Aber die billigste Energie ist jene, die wir gar nicht verbrauchen. Den Energiekonsum senken, effizienter werden: Das bleibt für die Schweiz der richtige Ansatz. So können wir die Auslandsabhängigkeit reduzieren und die Wertschöpfung im Inland stärken.»

*Leuthard suggeriert, Ausgaben für fossile Brennstoffe seien verlorenes Geld, weil es ins Ausland abfließt. Das ist ökonomischer Unsinn. Internationaler Handel stärkt den Wohlstand – auch der mit Erdöl, Gas und Benzin. Eingesparte Energie ist nur dann am «billigsten», wenn die Einsparung nicht teurer kommt als die Energie selber.*

«Mehr erneuerbare, weniger fossile Energie. Damit stellen wir die Versorgung sicher und stärken die Schweiz für die Zukunft. Erneuerbare Energien aus Wind, Sonne, Holz, Biomasse oder Wasser stehen grundsätzlich endlos zur Verfügung. Wasser ist dabei seit je eine unserer kostbarsten Ressourcen. Das Umfeld, vor allem der rekordtiefe Strompreis in der EU, setzt die Wasserkraft und künftige Investitionen aber unter grossen Druck. Dennoch ist die Wasserkraft der wichtigste Pfeiler unserer Stromproduktion und muss dies auch in Zukunft bleiben.»

*Mit mehr erneuerbarer Energie wird die Versorgung unsicherer. Wind und Sonne liefern unsteten Strom. Wasserkraft kann kaum mehr ausgebaut werden. Die verfügbare Menge an Holz und Biomasse ist begrenzt.*

«Ohne Einspeisevergütung riskieren wir einen Stillstand. Es braucht derzeit somit noch eine Förderung der erneuerbaren Energien, und dafür soll der Zuschlag moderat von 1,5 auf maximal 2,3 Rappen pro Kilowattstunde angehoben werden. Klar ist aber auch: Diese Förderung ist befristet und muss nach 2020 in ein Lenkungssystem übergehen.»

*Es macht keinen Sinn, die Einspeisevergütung auszubauen, wenn der Bund schon in fünf Jahren auf ein anderes System setzen will. Wäre es Leuthard ernst mit dem Lenkungssystem ab 2020, müsste sie jetzt beginnen, die Subventionierung von unrentablem Strom zu reduzieren statt zu erhöhen.*

«Was wäre die Alternative? Der Bau neuer Kernkraftwerke? Das macht schon wirtschaftlich keinen Sinn. Die Kosten für den Bau neuer nuklearer Anlagen sind enorm gestiegen. Deren Betreiber sind inzwischen auf staatliche Bürgschaften für Kredite und auf garantierte Abnahmepreise angewiesen. Das zeigt das Beispiel Hinkley Point in Grossbritannien.»

*Wind- und Solarstromanlagen sind noch viel unrentabler und ergeben wirtschaftlich erst recht keinen Sinn. Auch Gaskraftwerke, die Teil der Energiestrategie des Bundes sind, rechnen sich nicht. Der Grund ist, dass der europäische Strommarkt nicht mehr funktioniert. Staatliche Eingriffe, namentlich zur Förderung erneuerbarer Energien, verhindern, dass der Strompreis die wahren Kosten abbildet.*

## Stromlücke ist schon Realität

«Dass noch vor wenigen Jahren vor einer Stromlücke gewarnt wurde, wir nun aber ein Überangebot haben, das der Wasserkraft zusetzt, liegt weder an «Fukushima» noch an unserer Strategie. Das Überangebot ist vielmehr auf die Förderung von Schiefergas in den USA, den wirtschaftlichen Abschwung in Europa und die Flut von CO<sub>2</sub>-Zertifikaten zurückzuführen, die Kohle attraktiv macht.»

*Leuthard verschweigt eine zentrale Ursache des Energie-Überangebots: die massive Subventionierung von Alternativstrom, insbesondere in Deutsch-*

*land. Die vielen Wind- und Sonnenanlagen fluten bei günstigem Wetter das Netz, so dass der Strom zu Negativpreisen verschleudert werden muss. Bei schlechtem Wetter aber fehlt der Strom. Im Winter ist die Schweiz schon heute auf Stromimporte angewiesen. Die Stromlücke ist Realität.*

«Wir haben das Wissen, die Fähigkeit und dank dem schrittweisen Vorgehen auch die nötige Zeit für den Umbau. Wir haben in der Schweiz mehrfach bewiesen, dass wir mit Umbrüchen umgehen können: Als Anfang des 20. Jahrhunderts die damals für die Energieversorgung wichtige Kohle knapp wurde, die aus dem Ausland eingeführt wurde, forcierte die Schweiz die Wasserkraft. Sowie wenig wie man damals beim alten Versorgungsmodell verharren konnte, so wenig können wir uns heute dem veränderten Umfeld entziehen.»

*Heute sind weder Öl noch Gas, weder Kohle noch Uran knapp. Es gibt keinen ökonomischen Druck, das Energiesystem umzubauen. Bemerkenswert ist, dass Leuthard nicht mehr wie früher den Atomunfall in Fukushima als Grund für die Energiewende anführt, sondern mit einem «veränderten Umfeld» argumentiert. Diese Veränderungen wurden aber massgeblich durch die Förderung von Alternativenergie in Europa mit verursacht. Letztlich wird die Energiewende so mit der Energiewende begründet.* ○



*Fukushima ist kein Thema mehr: Energieministerin Leuthard.*



*Erstaunlich, dass nicht noch viel mehr Grenzgänger in den Schweizer Arbeitsmarkt drängen.*

# Steuerbonus für Holger und Sieglinde

Hunderttausende Ausländer füllen in der Schweiz bis zu einem Bruttolohn von 120 000 Franken keine Steuererklärung aus. Der Staat greift direkt beim Arbeitgeber zu. Das führt bei tiefen Einkommen zu einer Bevorzugung der Ausländer gegenüber Schweizern. Ernst ist die Lage im Tessin. *Von Florian Schwab*

«Absolute Dumpinglöhne», prangerte Roman Burger von der Gewerkschaft Unia vor einigen Tagen auf einer Baustelle beim Zürcher Hardturm an. Ungarische Gebäudetechniker hätten für einen Stundenlohn von neun Franken arbeiten müssen. Bei genauerem Hinsehen relativiert sich der Skandal freilich: Berechnet wurde der tiefe Stundenlohn anhand des effektiv «ausbezahlten» Betrags von 1800 Franken, also ohne Berücksichtigung von Arbeitgeberleistungen wie dem Transport von und nach Ungarn oder Kost und Logis. Der von der Gewerkschaft kritisierte Betrag ermöglicht in Osteuropa durchaus ein ansehnliches Auskommen.

Ungeachtet solcher Feinheiten garantiert der Begriff «Lohndumping» immer ein paar Schlagzeilen. Die Schweiz versucht seit der Öffnung ihres Arbeitsmarkts für die gesamte EU, das hiesige Lohnniveau durch «flankierende Massnahmen» zu schützen. Das Instrument stösst allerdings zunehmend an seine Grenzen und beschädigt im Inneren den libe-

ralen Arbeitsmarkt. Vor rund einem Jahr entschied das Schweizer Stimmvolk, der Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union einen Riegel vorzuschieben. Eine Rolle mag dabei gespielt haben, dass tatsächlich der Konkurrenzdruck von Tieflohn-Gastarbeitern als bedrohlich wahrgenommen wurde.

## Anreiz für EU-Bürger

In der Debatte übersehen wurde, dass auch das Schweizer Steuersystem geradezu als Magnet konzipiert ist für Grenzgänger, Gastarbeiter und Personen, die nur für einen überschaubaren Zeitraum im rauen Voralpenklima Helvetiens leben möchten und deren langfristige Lebenskosten sich in Forint, tschechischen Kronen oder auch Euro bemessen.

Wie die ungarischen Gäste von der Hardturm-Baustelle: Gehen wir davon aus, dass sie sich, wie dies ordentliche EU-Einwanderer tun, bei einer Schweizer Wohngemeinde angemeldet haben und dafür mit der Kurzaufenthaltergenehmigung des Typs B belohnt

wurden, wie sie Angehörigen von EU-Staaten für vorerst fünf Jahre ausgestellt wird. Diese ist zu unterscheiden von einer Niederlassungsbewilligung (Typ C).

Weil der Steuerstaat Personen misstraut, die sich flink über die Grenzen bewegen, hat er vor langer Zeit entschieden, solche Arbeitnehmer nicht am Ende des Jahres um eine Steuererklärung zu ersuchen, sondern er treibt die Einkommenssteuer Monat für Monat bei den Arbeitgebern ein – «an der Quelle», wie Steuerexperten sagen. Eine Steuererklärung müssen die B-Ausländer nur dann ausfüllen, wenn ihr jährlicher Bruttolohn 120 000 Franken und mehr erreicht. Unterhalb dieser Trennlinie ist die Quellensteuer endgültig.

Für unsere Ungarn mit steuerlichem Wohnsitz im Kanton Zürich wollen wir die Unia-Verlautbarungen ignorieren und von einem ordentlich gezahlten monatlichen Mindestlohn von 4800 Franken ausgehen – ungefähr so viel wäre nach Gesamtarbeitsvertrag angezeigt. Der kantonalzürcherischen



Tabelle mit den Quellensteuertarifen entnehmen wir, dass der Arbeitgeber für einen alleinstehenden Arbeitnehmer (ohne Kirchensteuer) monatlich exakt 263 Franken (oder 5,5 Prozent des Bruttolohns) an das kantonale Steueramt abliefern. Ist er unterhaltspflichtig für zwei Kinder (und wer will das schon in Budapest überprüfen?), reduziert sich die Steuerlast auf angenehme 70 Franken oder 1,47 Prozent.

### Wenigverdiener in Zürich

Wie ist es – zum Vergleich – um die Steuerlast des Schweizer Kollegen bestellt? Bei unseren Recherchen weisen alle angefragten amtlichen Stellen emsig darauf hin, dass sich der Bruttolohn eines Quellenbesteuerten nicht mit dem steuerbaren Einkommen eines ordentlich Veranlagten deckt. Das ist richtig und rechtfertigt eine grosszügige Annahme: Gehen wir davon aus, dass der durchschnittliche Schweizer Arbeitnehmer Abzüge im Umfang von 25 Prozent seines Bruttolohns tätigen kann, um sein steuerbares Einkommen auszuweisen: also zehn Prozent für die verschiedenen staatlichen Sozialkassen, dann noch einmal fünf für die Pensionskasse und zehn Prozent für dieses und jenes.

Hat ein Schweizer Arbeitnehmer also, wie der ungarische Bauarbeiter, einen Bruttolohn von 4800 Franken, so versteuert er davon dank der Abzüge in der Steuererklärung nur drei Viertel, also 3600 Franken. Für ein Bruttoeinkommen von 4800 Franken im Monat und ein (angenommenes) steuerbares Einkommen von 3600 Franken im Monat (respektive 43 200 Franken im Jahr) für ordentlich veranlagte Personen spuckt der Steuerrechner des Konsumentenportals Comparis.ch eine Steuerlast von jährlich 3879 Franken aus (Annahme: Wohnort Stadt Zürich) – das sind 6,75 Prozent der Bruttolohnsumme von

57 600 Franken. Vergleicht man die Steuerlast der beiden Muster-Bauarbeitern, so zahlt der Schweizer 723 Franken mehr (ein Plus von 19 Prozent).

Eine Besonderheit des Kantons Zürich? Die Grafik unten rechts zeigt – aus Sicht eines alleinstehenden Schweizer Arbeitnehmers mit tiefem Einkommen (und Wohnsitz im jeweiligen Hauptort) – den Nachteil (rot) oder den Vorteil (blau) gegenüber einem identisch verdienenden Ausländer mit Quellenbesteuerung. Gerechnet wurde mit einem Bruttolohn von 45 000 Franken (was für den Schweizer ein steuerbares Einkommen von 33 750 Franken bedeutet). Auf der Karte ist die ungleiche Besteuerung von Ausländern und Schweizern zu erkennen. Eklatante Vorteile haben Ausländer vor allem in den Kantonen Wallis (–60 Prozent im Vergleich zu Schweizern), Zürich (–35 Prozent), Zug (–25 Prozent), Baselland (–25 Prozent) und Aargau (–18 Prozent). Bei Einkommen ab zirka 8000 Franken verschwindet die Privilegierung von Ausländern in fast allen Kantonen und verkehrt sich in ihr Gegenteil.

Einen genaueren Blick lohnt sich insbesondere nach Zürich zu richten (Grafik unten links). Gemäss Daten des kantonalen Steueramts arbeiteten im Jahr 2014 total 160 995 quellenbesteuerte Ausländer auf seinem Hoheitsgebiet. Das ist fast ein Viertel der schweizweit rund 700 000 quellenbesteuerten Arbeitnehmer. Erstaunlich: Nur 16 901 der Zürcher Quellenbesteuerten verdienen brutto mehr als 120 000 Franken. Der Anteil dieser Besserverdienenden, die am Ende des Jahres ordentlich veranlagt werden, ist seit 2000 von 5,4 auf 10,5 Prozent gestiegen. Dies bedeutet aber, dass nur ungefähr jeder zehnte Ausländer mit B-Bewilligung zu den gutausgebildeten Chefärzten, Software-Ingenieuren und Bankenspezialisten gehört, ohne die angeblich die Schweizer Wirtschaft vor dem Kollaps stünde.

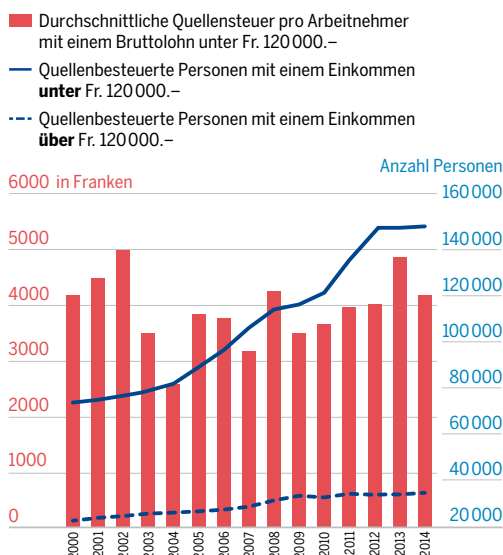
Der überwiegende Teil – fast 145 000 Personen – verdient weniger als 120 000 Franken und bezahlt wenig Steuern. Die Grafik zeigt die Entwicklung der Anzahl quellenbesteuerten Arbeitnehmer der beiden Lohnstufen sowie die durchschnittliche Steuer pro quellenbesteuerten Arbeitnehmer seit 2000. Im Jahr 2014 betrug diese gerade einmal 4170 Franken – genauso viel wie noch vierzehn Jahre zuvor. Diese durchschnittliche Steuerlast müsste man nun eigentlich mit der durchschnittlichen Einkommenssteuer pro normal veranlagten Arbeitnehmer vergleichen (auch hier berichtigt um die geschätzten 25 Prozent der Abzüge). Entsprechende Zahlen sind aber laut dem kantonalen Steueramt nicht verfügbar. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

### Sonderfall Tessin

Eine weitere Besonderheit offenbart sich im Kanton Tessin, und zwar bei den rund 60 000 Grenzgängern, die ihren Wohnsitz in Italien haben und nur zum Arbeiten in die Schweiz kommen. Gemäss dem Doppelbesteuerungsabkommen mit Italien von 1976 und einer Zusatzvereinbarung sind die *frontalieri* in Italien von der Einkommenssteuer befreit. Dafür erstattet die Schweiz den italienischen Grenzgemeinden Jahr für Jahr knapp 40 Prozent der bei den Arbeitgebern eingezogenen Quellensteuer. In den letzten Jahren belief sich diese Zahlung auf jährlich rund 60 Millionen Franken – 1000 Franken pro Grenzgänger.

Mit anderen Worten: Im Durchschnitt hat jeder *frontaliero* nur 2500 Franken an Steuern entrichtet. Bei dieser Zahl muss es einen erstaunen, dass nicht noch viel mehr Grenzgänger aus dem Süden in den Schweizer Arbeitsmarkt drängen. Handlungsbedarf erkennt auch Bundesbern: In den derzeit laufenden Verhandlungen für ein neues Doppelbesteuerungsabkommen mit Italien soll dieser Steuerbonus fallen. ○

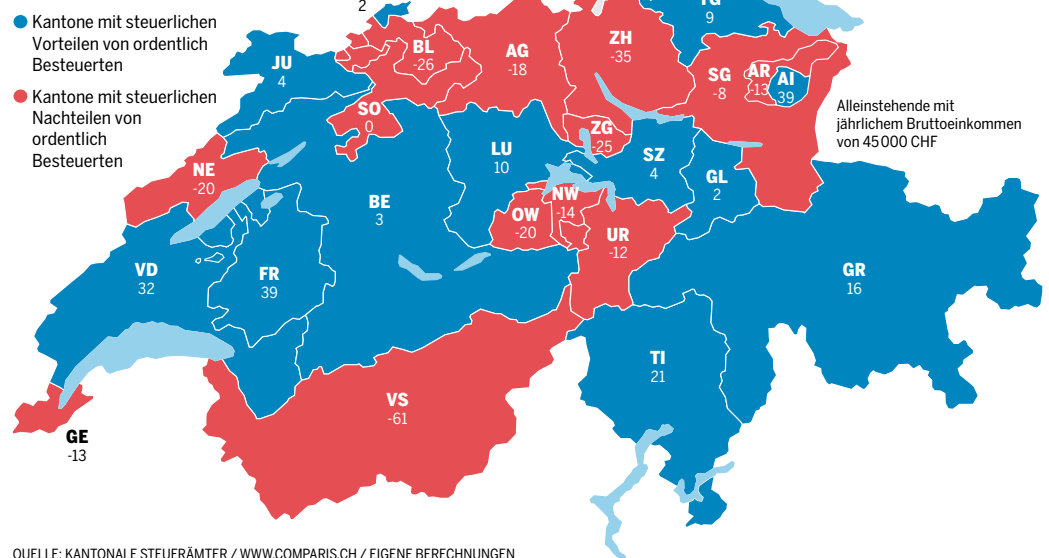
### Quellenbesteuerte im Kanton Zürich



QUELLE: STEUERAMT DES KANTONS ZÜRICH

**Magnet:** Einwanderung in den Tieflohnsektor.

### Vergleich normal Veranlagte vs. Quellenbesteuerte



QUELLE: KANTONALE STEUERÄMTER / WWW.COMPARIS.CH / EIGENE BERECHNUNGEN

**Steuerparadies für Ausländer:** Im Wallis spart man 61 Prozent.

# Arbeit auslagern? Gut so!

Die Schweizer Wirtschaft lief in den letzten Jahren heiss. Ginge es so weiter, bräuchten wir jedes Jahr zusätzlich 100 000 Arbeitskräfte aus dem Ausland. Wie kann das Land gesund weiterwachsen?

Von Markus Schär



Gute Nachricht für China, die Slowakei – und die Schweiz: Fensterproduktion bei Ego Kiefer, Altstätten.

«Seit Anfang Jahr weicht die Zuversicht dem Pessimismus», sprach Moderator Florian Inhauser in der «Tagesschau». Die Schweizer Medien, besonders die von den Steuerzahlern ausgehaltenen, gaben sich letzte Woche wieder ihrer Lieblingsbeschäftigung hin: sich in schlechten Nachrichten für das Land zu suhlen. «Fast täglich» gebe es welche, schlug die «Tagesschau» Alarm, nachdem am Montag der Hörgerätehersteller Sonova und am Dienstag der Fensterbauer Ego Kiefer gemeldet hatten, sie lagerten je hundert bis zweihundert Arbeitsplätze nach China oder in die Slowakei aus. Dazu passe das «düstere Bild» in der jüngsten Umfrage der Konjunkturforschungsstelle der ETH, unkte der Moderator: «Der starke Franken drückt bei den Firmen mächtig auf das Gemüt.»

Bei ihrem Schwarzmalen liessen sich die SRF-Journalisten nicht dadurch stören, dass

der Chef von Ego Kiefer einräumte, der Markt habe sich schon letztes Jahr verschlechtert, weil Importeure billige Plastikfenster in die Schweiz brächten. Dass einheimische Firmen das Montieren von Hörgeräten oder das Produzieren von Fensterrahmen in Länder verlagern, wo die Arbeitskosten einen Bruchteil der Schweizer Löhne ausmachen, ist deshalb eine gute Nachricht für die Chinesen oder die Slowaken. Und für die Schweiz, wo die Wirtschaft in den letzten Jahren heiss lief, ohne mehr Wohlstand für alle zu bringen.

## Konjunkturdämpfende Massnahmen

Worum geht es? «Wir machten in den sechziger Jahren einen Fehler», sagte der erfahrene Manager Kurt Feller, als er noch den Textilmaschinenbauer Rieter führte: «Wir hätten nicht Arbeitskräfte hereinholen, sondern Arbeitsplätze auslagern sollen.» Vom Ende des Korea-

krieges 1953 bis zum Erdölschock 1973 drehte die Schweizer Wirtschaft auf höchsten Touren, ja sie drohte zeitweise zu überdrehen, so dass der Bundesrat «konjunkturdämpfende Massnahmen» einführte – ein Begriff aus einer versunkenen Vergangenheit. Die Schweizer Unternehmen holten Hunderttausende von «Fremdarbeitern» ins Land, weil sie Arbeitskräfte brauchten; dann benötigte das Land weitere Hunderttausende, um Schulen, Spitäler und Strassen für die Menschen zu bauen, die es geholt hatte. Und als die Wachstums Spirale in den siebziger Jahren wegen des Zerfalls der Währungsordnung und des Erdölschocks einbrach, schickte die Schweiz 200 000 «Gastarbeiter» zurück.

Dasselbe ist seit der Jahrtausendwende geschehen, vor allem seit der Einführung der Personenfreizügigkeit mit der EU. Zu Tausenden zogen die Firmen in die schöne, sichere,

reiche und trotzdem bis zum Einbruch des Euro auch günstige Schweiz. Im Land mit Vollbeschäftigung – dem einzigen weitherum – fanden sie ihre Arbeitskräfte aber kaum, deshalb brachten sie oft die ganze Belegschaft mit oder lockten Zehntausende von Grenzgängern an (die auch aus Leipzig oder Lille kommen können). Die Zahl der Erwerbstätigen in der Schweiz, die seit dem Konjunkturereinbruch von 1991 bei gut vier Millionen dümpelte, schnellte deshalb seit 2005 um 22 Prozent auf fünf Millionen hoch. Jetzt, ohne Subvention der Nationalbank, rechnen sich viele dieser Arbeitsplätze mit geringer Wertschöpfung nicht mehr. Aber die Schweiz kann die Erwerbslosen nicht mehr einfach zurückschicken.

Es war eine ungesunde Entwicklung, das weiss Volkswirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann als ehemaliger Maschinenindustrieller so gut wie sein früherer Kollege Kurt Feller. Aber er darf es als Bundesrat nicht sagen. Deshalb sagt er in jedes Mikrofon, seit dem Franken-Schock in noch höherer Kadenz, weshalb er als Unternehmer in die Politik ging: «Meine persönliche Zielsetzung ist: die Beschäftigung hochhalten.» Der glaubwürdige Einsatz für den Werkplatz ehrt den Volkswirtschaftsminister – aber nicht der Kampf um jeden Arbeitsplatz zu jedem Preis.

### «Ein schwacher Trost»

Was dieser Kampf kostet, zeigt der Bericht «Grundlagen für die neue Wachstumspolitik», den der Bundesrat zufällig in der Woche nach dem Franken-Schock vorlegte. Er weist zwar nach, dass das kräftige Wachstum dank der Personenfreizügigkeit nicht nur dem ganzen Land, sondern auch den einzelnen Einwohnern etwas brachte: Das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) pro Kopf steigerte sich von mickrigen 0,7 Prozent pro Jahr zwischen 1992 und 2002 auf etwas weniger mickrige 1,1 Prozent seit 2003 – «im internationalen Vergleich schneidet die Schweiz auch hier leicht überdurchschnittlich ab».

Das Zeugnis fällt aber mässig aus, wenn die beiden Treiber des Wachstums ins Blickfeld kommen: der Arbeitseinsatz einerseits, die Arbeitsproduktivität andererseits. Das BIP wuchs einfach, weil mehr Leute ins Land kamen; das BIP pro Kopf aber stieg, weil mehr Inländer arbeiteten und weil Inländer mehr arbeiteten. Mittlerweile hat die Schweiz eine Erwerbsquote von 79 Prozent, die zweithöchste der Welt nach Island (81 Prozent) und deutlich mehr als Deutschland (72 Prozent), Frankreich (64 Prozent) oder Italien (57 Prozent).

Das heisst: Immer mehr Erwerbstätige in der Schweiz arbeiten immer mehr – aber es schaut (zu) wenig dabei heraus. In der Sprache der Ökonomen des Volkswirtschaftsdepartements: «Im Gegensatz zur erfreulichen Verbesserung bezüglich Ausschöpfung des Faktors Arbeit blieb bezüglich Arbeitsproduktivität

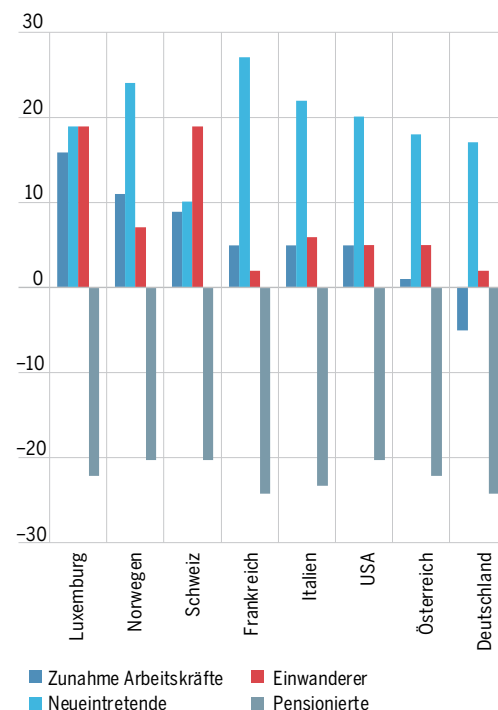
die positive Trendwende aus. Im Gegenteil hat sich die Zunahme der Arbeitsproduktivität in der Schweiz in den letzten Jahren noch weiter verlangsamt, insbesondere seit der Finanzkrise.» Immerhin – «ein schwacher Trost» – verschlechterte sich die relative Position der Schweiz nicht weiter, weil sich auch in anderen Ländern das Produktivitätswachstum merklich verflachte.

Vor allem der Finanzsektor machte seit der Jahrtausendwende kaum mehr Fortschritte, nachdem er in den Jahren zuvor die Transaktionen aufs Internet verlegt und die Backoffice-Arbeiten ausgelagert hatte, bis nach Indien. Ins Stocken geriet der Produktivitätszuwachs seit der Finanzkrise aber auch in der Industrie und im Grosshandel. Dafür drängt sich eine Erklärung auf: Angesichts der Misere in der EU konnten die Unternehmen und auch die Behörden jederzeit günstige Arbeitskräfte in die Schweiz holen. So lohnte sich – ohne Rationalisierungsdruck – das Montieren von Hörgeräten oder das Produzieren von Fensterrahmen, aber auch das Betreiben von Kleinstspitälern, das Anbieten von Hotelkabuffs oder das Anbauen von Erdbeeren und Kopfsalat.

Kann es, soll es so weitergehen? Am Tag, als der Bundesrat seinen Wachstumsbericht vorlegte, veröffentlichte die OECD die Ergebnisse eines Symposiums: «Matching Economic Migration with Labour Market Needs». Dabei setzten sich namhafte Ökonomen mit der Frage auseinander: Wo kommen in den hochentwickelten Industriestaaten, in denen grosse Jahrgänge sich aus dem Erwerbsleben zurückziehen, in Zukunft die Arbeitskräfte her? Die

### Zunahme der Arbeitskräfte

Entwicklung 2010 bis 2020, in Prozent



QUELLE: OECD

Wegen Pensionierten klaffen Lücken im Arbeitsmarkt.

Antwort heisst überall: aus dem Ausland – ganz besonders in der Schweiz.

Wie die Grafik zeigt, gehen in fast allen OECD-Ländern im laufenden Jahrzehnt ein Fünftel bis ein Viertel der Arbeitskräfte in Pension. Und während in den anderen Ländern, zumindest gemäss den Annahmen der Ökonomen, fast ebenso viele Junge oder sonst bisher nicht Erwerbstätige auf den Arbeitsmarkt kommen, klafft in Deutschland und vor allem in der Schweiz eine Lücke. Der Schweizer Arbeitsmarkt verliert in diesem Jahrzehnt ein Fünftel der Erwerbstätigen, gewinnt aber nur einen Zehntel neu dazu. Während der deutsche

### Wo kommen in hochentwickelten Industriestaaten in Zukunft die Arbeitskräfte her?

Arbeitsmarkt – neben dem zypriotischen als einziger – schrumpft, wächst der schweizerische gemäss den Projektionen jedoch weiter kräftig, dies dank zusätzlichen 19 Prozent aller Arbeitskräfte, die aus dem Ausland kommen.

Die Zahl der Erwerbstätigen wachse in diesem Jahrzehnt in der OECD nur noch um 0,4 Prozent pro Jahr, in der EU gar nicht, stellen die Ökonomen fest. Und die Länder dürften im ganzen Zeitraum durchschnittlich 4 Prozent der gesamten Arbeitskräfte aus dem Ausland anziehen: «Von diesem Muster weichen nur Luxemburg und die Schweiz mit je 19 Prozent stark ab.» Die neu dazukommenden Ausländer machen im OECD-Durchschnitt 16 Prozent der Zugänge auf dem Arbeitsmarkt aus, in Luxemburg aber 47 Prozent und in der Schweiz gar 59 Prozent.

Das bedeutet im Klartext: Die Schweiz müsste jährlich 100 000 Arbeitskräfte aus dem Ausland holen, um weiter so zu brummen wie bisher. Das aber verkraftet das Land nicht. Für das Problem gibt es zwei Lösungen. Die Schweiz kann entweder mit Kontingenten und Inländervorrang den Zuzug beschränken – auf die Gefahr hin, dass Wirte, Gewerbler und Bauern weiter billige Arbeitskräfte bekommen. Oder sie kann mit einem starken Franken den Prozess beschleunigen, dass sich unqualifizierte Arbeiten in der Schweiz nicht mehr lohnen, also an günstigere Standorte zu verlagern sind. So würde das Bruttoinlandsprodukt stärker zunehmen und sich auf weniger Erwerbstätige verteilen – das ganze Land hätte mehr davon.

Jene Unternehmer, die dies verstehen, behaupten sich immer noch, ohne dass ihnen der starke Franken aufs Gemüt drückt. So legte letzte Woche auch Feintool, die Weltmarktführerin im Feinschneiden und Umformen, ihre Zahlen vor. Das Unternehmen freut sich über volle Auftragsbücher und baut deshalb am Hauptsitz in Lyss BE aus. «Optimistisch stimme», hielt die NZZ fest, «dass diesen Planungen ein Euro-Franken-Kurs von 1:1 zugrunde liege.»



Frönt einem beneidenswerten Pennerleben: Biber-Vagabund beim Nachtschmaus.

## Aue um Aue, Span um Span

Unter dem Bundeshaus treibt der Biber sein Unwesen. Dutzende gefälltter Bäume zeugen von nächtlichen Fresstouren. Die duldsame Berner Seele klagt nicht, sie hat den Nager ins Herz geschlossen. Doch nun droht Dichtestress. Im Biberbau scheint Nachwuchs unterwegs zu sein. *Von Urs Gehriger und Tobias Anliker (Bilder)*

Frühmorgens am Aareufer. Fensterflügel auf, Bettdecke raus, schlaftrunken hebt sich der Blick ins Dämmerlicht. «Was ist denn das?» Direkt gegenüber im winterlich verwaisten Stadtbad krümmt sich eine Esche in den Fluss. Bei Sonnenuntergang stand sie noch stolz in vollem Saft, jetzt ist sie am Fuss geknickt wie ein gefallener Soldat, um den Stumpf Späne Pommes-Chips-gross.

«Maaaaax!», fährt es einem über die Lippen. «Nicht schon wieder!»

Selbstverständlich hört der Verdächtige weder Zeter noch Mordio, längst ist er abgetaucht im Schutz der Dunkelheit, das Bäuchlein satt, das Gewissen im Reinen, schläft er in seinem Versteck den Schlaf des Gerechten.

Max' Domizil ist Behörden und Nachbarschaft wohlbekannt. Eine stolze Holzburg hinter dem Marzili-Männerbad, Aare-seitig, direkt unter dem Bundeshaus. Ebenso berüchtigt ist das Werk, das Max und seine Familie zu nachtschlafender Zeit verrichten.

Eine Spur der Zerstörung zieht sich flussauf- und -abwärts rund um die Bundeshauptstadt, gefälltte Bäume, abgefressenes Astwerk. Aue um

Aue, Span um Span nagt sich der Biber durchs Gehölz. Angeregt wird über die Filous diskutiert, Vermutungen werden geäussert, Spuren analysiert, sogar die hohe Politik, dreihundert Meter oberhalb unter grüner Bundeshauskuppel, hat sich Maxens und seiner Artgenossen angenommen. Bloss leibhaftig gesehen hat sie noch kaum jemand.

Um das holzfällende Phantom zu ertappen, hat ihm Christof Angst von der Biberfachstelle eine Falle gestellt. Keine, die ihm nach dem Leben trachtet, eine Videofalle. In einer Winternacht, kurz nach zwölf, ist es so weit. Ein Paddelschlag, ein Pelzrücken, et voilà, Bruder Raffzahn kommt ins Bild! Ein putziges Männchen mit borstigem Fell, das ihm locker über die wohlgenährten Lenden hängt wie ein zu grosser Pelzpyjama. Die zierlichen Hände am Geäst, in gefrässiger Mission, sieht man ihn sein Werk verrichten. Sogar seine Zähne hört man raffeln, geschwinder als eine Moulinex, im Hintergrund grell beleuchtet ragt das Bundeshaus ([youtube.com/ChristofAngst](https://www.youtube.com/ChristofAngst)).

Seit Angsts Videofalle sind die Marzili-Biber stadtbekannt. Und seit Jungtier Max im Som-

mer 2013 aus dem Aare-Rechen des EWB-Kraftwerks in der Matte gerettet werden musste, geniesst er Starruhm als Jugendrebell der Berner Biber-Crew.

Mittlerweile ist Max geschippt und das Biber-Gehäuse im Marzili zu einer Mehrzimmerburg angewachsen, mit bibertypischem Unterwassereinstieg, einem Souterrain in der Uferböschung und darüber geschichtetem Gehölz. Platz genug für fünf Nager.

Nachbarn haben die Biberburg auch schon mit der Reithalle verglichen, der anderen autonomen Zone der Stadt. Beide dienen als Rückzugsgebiet nach nächtlichen «Chaotenzügen», beide halten die Behörden auf Trab, mit einem Unterschied allerdings, einem gravierenden: Max und seine Gang werden nicht nur toleriert, sie sind sogar geschützt, von Gesetzes wegen. Biber sind auf der Roten Liste unter der Kategorie der am stärksten bedrohten Arten aufgeführt.

Damit nicht genug des Sonderstatus. Bäume und Sträucher, die als besonders schützenswert gelten, bekommen von der Stadtgärtnerei einen Maschendrahtkragen von 1,3 Meter Höhe



verpasst. Den Rest an Gehölz gibt sie dem Biber als Knabberfutter und Nageschmaus frei. Sogar einen «Toleranzbereich» hat die Stadt Max und seiner Familie zugewiesen, ein paar hundert Meter flussaufwärts, wo die Marzili-Biber hinter einem Kindergarten eine Zweitwohnung zu Übernachtungszwecken bei Hochwasser eingerichtet haben. Per Flugblatt wurden die Nachbarn informiert, wie sie ihre Privatgärten schützen können, sollte es Max mit der Toleranz nicht so genau nehmen: mit Diagonalgitter oder Schälenschutzpaste Wöbra (Fr. 20.– pro Baum). Für allfällige Schäden wird seitens der Stadt nicht gehaftet.

Der Biber nehme sich halt zurück, was ihm die Zivilisation genommen habe, heisst es unter Naturschützern und Biberfreunden. Anfang des 19. Jahrhunderts galt der Biber in der Schweiz als ausgerottet. Man jagte ihn wegen seines Fleisches und Pelzes. Besonders kostbar war auch sein Drüsensekret, das Bibergeil, mit dem das Nagetier sein Revier markiert und das der Mensch als vermeintliches Wundermittel gegen allerlei Gebrechen einnahm. Seit den 1950er Jahren wird der Biber wiederangesiedelt. Heute leben 2000 Biber in der Schweiz. Dass Paddelschwanz einst inmitten von Städten sein Revier haben würde, hielten Experten lange für unmöglich. Doch offensichtlich gefällt es ihm ganz ordentlich im urbanen Chic. So wurde er im Gartenrestaurant «Schwellenmätteli» gesichtet, wie er quietschfidel unter den Tischen durchhuschte. Auch mit dem Bademeister des Marzili-Bades hat er sich angefreundet, wird berichtet. So habe

er im Sommer nach Schliessung des Areals mit dem «Chef» einen Aare-Schwumm absolviert.

Natürliche Feinde braucht der Biber in Bern keine zu fürchten. Der Bär dümpelt im Bärenpark hinter Schloss und Riegel. Und der Wolf streift (noch) in weiter Ferne. So frönt er einem beneidenswerten Pennerleben, verschläft den ganzen Tag, bis er sich nach neunzehn Uhr langsam streckt und zur nächtlichen Fressorgie elegant aus seiner Unterkunft gleitet.

Die am Ufer Promenierenden sind begeistert. Mit Groll und Neid geölte Geister, welche am Gewässer ihre Seele einer Katharsis unterziehen, finden sich unverhofft mitten in der Wildbahn wieder. Zwar sehen sie nur das verlassene Schlachtfeld, aber allein der Gedanke an die pelzigen Rabauken entlockt ihnen ein begeistertes «Jöööö».

Was den einen urbanes *wildlife*-Spektakel, ist den anderen kostspieliges Ärgernis. Bauern vor der Stadt klagen über Schäden an Forst und Landwirtschaft. In Münsingen beispielsweise staute der Biber den Dorfbach und futterte sich durch Rübenfelder. Wiederholt haben die Nager Böschungen untergraben – was sogar Strassen einstürzen lässt. Besonders dreist treiben es offenbar die rund 500 Artgenossen im Kanton Thurgau, der Biber-Hochburg der Schweiz. Die Ostschweizer wollen via Standesinitiative den Bund nun dazu zwingen, dass er für die Schäden aufkommt. Die Chancen indes stehen schlecht: Letzten Sommer hat der Nationalrat eine ähnliche Motion von Valérie Piller Carrard (SP, FR) bachab geschickt. Abgeschreckt haben mitunter

die Kosten: Jährlich erwartet der Bund Mehrauslagen von bis zu drei Millionen Franken.

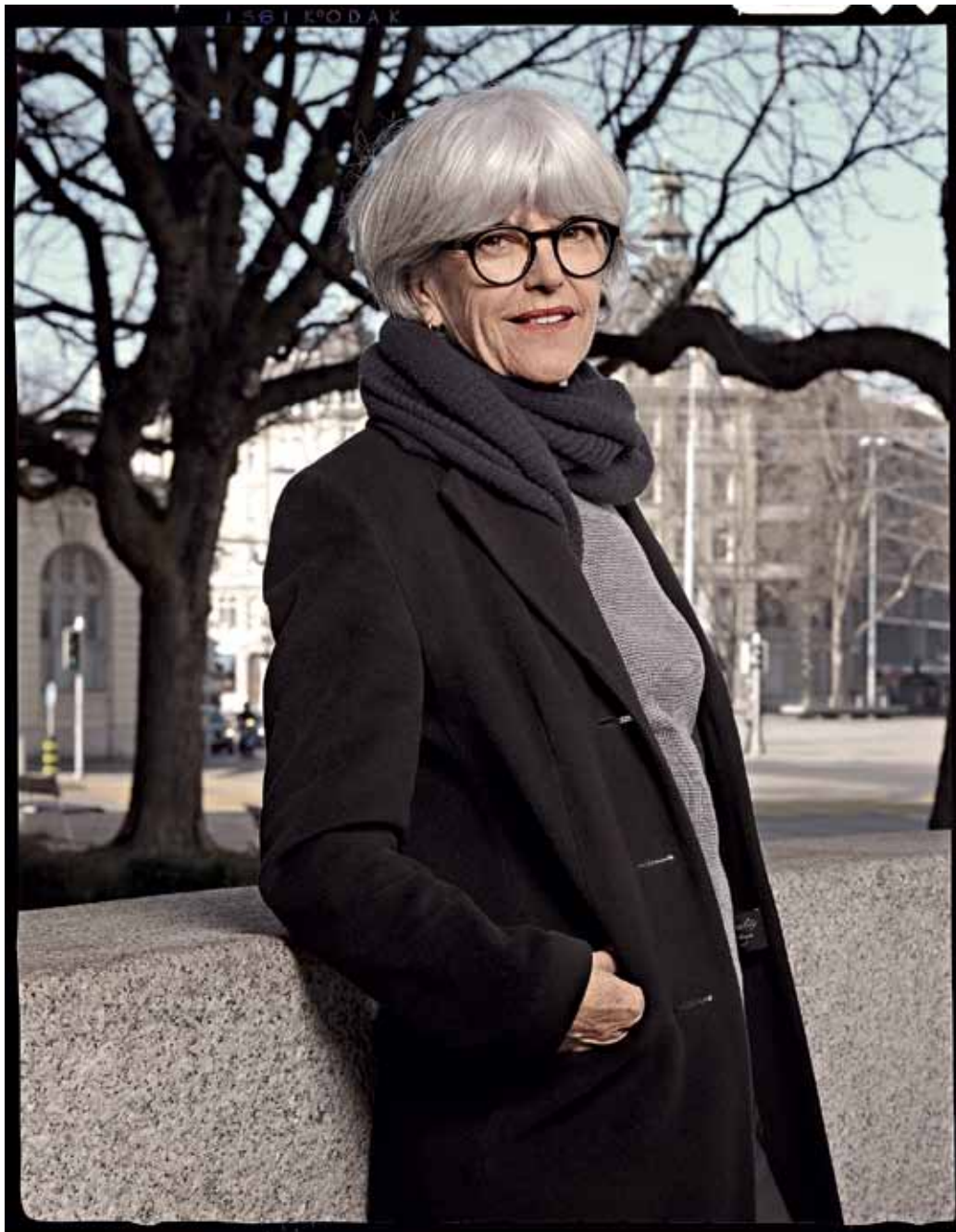
In Bern allerdings seien bisher weder Beschwerden noch Klagen eingegangen, heisst es bei der Stadtgärtnerei. Das Tiefbauamt und Wildhüter müssen rund zweimal im Jahr ausrücken, um Asthaufen oder verstopfte Leitungen zu räumen. Die Kosten seien geringfügig. Ausserdem, so betonen Fachleute, sei der Biber ein Turbomotor für die Biodiversität. Ausserhalb der Stadt schaffe er durch seine emsige Bautätigkeit neuen Lebensraum für Myriaden von neuen Tierarten.

Bern und der Biber, das scheint eine kuriose Liebe. Nun allerdings könnte es bald beben in Biberbern. Möglicherweise gibt es demnächst Nachwuchs in der Marzili-Burg. «Dann werfen die Eltern Mäxu raus», sagt Angst, «dann muss er sich ein eigenes Plätzchen suchen.» Bloss: Wohin wird er ziehen? Wird er sich eine Loge unter Burkhalters Bürofenster bauen? Untergräbt er gar das ehrwürdige Bundeshaus? «Ausgeschlossen!», sind sich Experten einig, Biber suchten immer Ufernähe. Angst glaubt allerdings nicht, dass Max in der Stadt fündig werden wird. Alle Uferabschnitte seien in Beschlag genommen. «Biberfamilien verteidigen ihr Revier bis zum Tod.» Im Berner Oberland habe es aber noch Platz.

Gespannt sieht die Stadt Mäxus Walz entgegen. Gut möglich, dass man seine Spur für immer verliert. Denn, so sagt Angst, eine Überwachung sei trotz Chip nicht möglich. *Farewell, Max, Vagabundenherz! Du hast es besser.* ○

# Das freundliche Gesicht der Kesb

Die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden stehen unter politischem Dauerbeschuss. Sind deren Vertreter unterkühlte Bürokraten mit einem Hang zu rücksichtslosen Eingriffen, wie kritisiert wird? Ein Treffen mit einer Abteilungsleiterin vermittelt einen anderen Eindruck. Von Alex Reichmuth und Marco Aste (Bild)



*Einfühlsam:* Kesb-Mitarbeiterin Rehsche.

In der Schweiz gibt es ein neues Schimpfwort. Es lautet Kesb. Es ist die Abkürzung für Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden. Das Wort taucht gehäuft in Zeitungsartikeln, Stammtischgesprächen und politischen Auseinandersetzungen auf. 2013 hat der Bund die einstigen Vormundschaftsorgane, die vor allem in kleinen Gemeinden von nebenamtlichen Laien besetzt waren, in eine Profi-Behörde umgewandelt. Jetzt ist diese Profi-Behörde zum perfekten Feindbild geworden. Sie steht

für allerlei Schlimmes: weltfremde Schreibtischtäter, arrogantes Gehabe, herzlose Entscheide, leidende Kinder, unsägliche Bürokratie, endlose Kosten. Doch wer ist das, die Kesb? Welches Gesicht hat sie?

Lucie Rehsche, Leiterin einer Abteilung bei der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde Zürich, empfängt die *Weltwoche* in ihrem Büro nahe der Tramhaltestelle Stauffacher. Gepflegte Erscheinung, flotter Pagenschnitt, freundliche Augen. Wir kommen rasch ins Ge-

spräch. Der Eindruck nach den ersten Minuten: durchaus eine sympathische Person. Ist es ein Trugbild? Verwandelt sich die natürlich wirkende Frau bald in eine eiserne Lady mit herrischen Allüren?

Rehsche spuckt nicht etwa Gift und Galle gegen den medialen Shitstorm, der in den letzten Monaten über ihre Behörde hinweggezogen ist. Dabei war dieser heftig: teure Fremdplatzierung von Kindern in Hagenbuch – die Kesb ist schuld! Zerrüttete Familie einer Bestsellerautorin – die Kesb ist schuld! Tote Kinder in Flaach – die Kesb ist schuld! Zwar sei sie über das Ausmass der Wut, die sich entladen habe, erstaunt gewesen, sagt Rehsche. Auch verwahrt sie sich entschieden gegen gewisse Verunglimpfungen der KESB, namentlich gegen die Bezeichnung «Stasi-Behörde» seitens der SVP. Seit die Kesb derart viele Schlagzeilen produziert, begegne sie in ihrer täglichen Arbeit in der Tat mehr Skepsis, meint die Abteilungsleiterin. Aber die öffentliche Diskussion habe durchaus positive Seiten. «Sie gibt uns die Möglichkeit, zu erklären, wer wir sind und was wir tun.»

## Froh um Hilfe

Und das macht Lucie Rehsche gerne und engagiert. Es kursierten in der Öffentlichkeit einige falsche Vorstellungen über die Kesb. «Zum Beispiel, dass wir uneingeschränkte Macht haben.» In Wahrheit könnten Entscheide ihrer Behörden immer rechtlich angefochten werden, auf einfache Art, ohne Anwalt. Dann überprüfe der Bezirksrat Zürich die Beschlüsse. «Auch die Vorstellung, wir seien Schreibtischtäter, die kaum kommunizieren, trifft nicht zu», so Rehsche. Sie führe jeweils intensive Gespräche mit allen Beteiligten – regelmässig auch ausserhalb des Büros. Gerade am Vortag sei sie bei einem betagten Ehepaar und anschliessend bei einer alleinerziehenden Mutter mit drei Kindern zu Hause gewesen, um sich vor Ort ein Bild zu machen über deren Situation.

Umgekehrt existierten unrealistische Heilerwartungen an die Kesb. «Manche Menschen erwarten, dass wir schwierige Probleme in ihrer Familie im Handumdrehen lösen», sagt Lucie Rehsche. Sie könne aber lediglich versuchen, die Situation von leidenden Kindern, notleidenden Familien oder verwehrlosen alten Leuten zu verbessern. Seien die Beteiligten partout nicht willens, mitzuwirken, sei häufig alle Mühe vergebens. Zum Glück aber, so Rehsche, würden fast alle Entscheide ein-

vernehmlich getroffen. Sie nennt den Fall von betagten Eltern, die für ihren erwachsenen Sohn mit leichter geistiger Behinderung einen Beistand wünschten – weil dieser regelmässig Kauf- und Abo-Verträge abgeschlossen habe, die ihn in finanzielle Nöte brachten. «Der Sohn war einverstanden mit dieser Massnahme – ja sogar froh darüber, dass er Hilfe bekommt», meint Rehsche. In einem anderen Fall habe sie einem Jugendlichen in einer heftigen Pubertätskrise ebenfalls einen Erziehungsbeistand zur Seite gestellt. Die Eltern seien mit dem jungen Mann überfordert gewesen. Dieser sei anfänglich zwar nicht begeistert gewesen, habe dann aber den Sinn der Massnahme eingesehen.

### «Sie drohte, mich umzubringen»

Manchmal sei sie aber mit heftiger Gegenwehr konfrontiert, erzählt Lucie Rehsche. Im Fall eines neunjährigen Mädchens in immer verwahrlosterem Zustand habe sich die drogensüchtige Mutter heftig gegen alle Versuche gewehrt, ihrem Kind helfen zu lassen. Schliesslich sei ein Obhutsentzug unvermeidlich geworden. «Die Mutter beschimpfte mich aufs übelste und drohte sogar, mich umzubringen.» Mit hässlichen Verwünschungen sei sie auch im Fall eines 87-jährigen dementen Mannes konfrontiert gewesen, der offensichtlich Hilfe benötigte. «Die Tochter verbat sich jede Einmischung und deckte mich mit vulgären Ausdrücken ein», erinnert sich Rehsche.

Sie sei mittlerweile seit vierzig Jahren im sozialen Bereich tätig und habe gelernt, sich in solchen Situationen abzugrenzen, sagt Rehsche. Werde jemand ausfällig, könne sie das meist rasch wegstecken. Was sie mehr bedrücke, seien Situationen, in denen es nicht gelinge, leidenden Kindern oder Erwachsenen zu helfen. Rehsche erwähnt ein geschiedenes

Ehepaar, das einen regelrechten Krieg um die Obhut seiner Tochter führte – über Jahre. «Obwohl Vater und Mutter gebildet und beruflich in verantwortungsvollen Positionen waren, waren sie nicht fähig, sich zugunsten ihres Kindes von ihrem Konflikt zu distanzieren.» Beide hätten mit Hilfe von Anwälten und immer neuen Eingaben versucht, das Kind an sich zu reißen. «Sie blendeten völlig aus, welch grosse Belastung dieser Streit für das Mädchen bedeutete.»

### Bremsklotz Befangenheit

Gerade bei uneinsichtigen Eltern nützten am Ende alle Hilfen und Massnahmen der Behörden oft nichts, sagt Rehsche. «Die Kinder tun mir dann unsäglich leid.» Diese wirkten bedrückt, seien oft stumm, schliefen schlecht oder litten unter Alpträumen. «Rede ich mit ihnen über ihre Situation, huscht oft ein Schatten über ihr Gesicht. Ich weiss dann, dass ich ihnen nicht wirklich helfen kann, und fühle mich hilflos.»

### «Die Abläufe, die wir einhalten müssen, sind zum Teil sehr starr.»

Dabei fehlt es Lucie Rehsche nicht an Erfahrung. Sie arbeitete ursprünglich als Krankenpflegerin in der ambulanten Psychiatrie. Dann studierte sie Erziehungsberatung und Diagnostik, später soziale Arbeit. Sie absolvierte eine Ausbildung in Mediation und erlangte einen Master in Unternehmenskommunikation. Rehsche wirkte als Amtsvormund, war Prorektorin an der Hochschule für Soziale Arbeit in Luzern und leitete das Sozialzentrum Dorflinde in Zürich. Anfang 2013 stiess sie als Behördenmitglied zur Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde der Stadt Zürich.

Die 63-Jährige ist dezidiert der Meinung, dass die Professionalisierung des Kindes- und Erwachsenenschutzes nötig war. Dass bessere Entscheide resultierten, wenn Behördenmitglieder Laien seien und die Betroffenen persönlich kennen würden – wie das oft behauptet wird –, glaubt sie nicht. «Wenn ich jemanden täglich beim Bäcker sehe und dann plötzlich über dessen Familienangelegenheiten entscheiden muss, wird es schwierig», so Rehsche. Befangenheit – oder auch nur das Gefühl, befangen zu sein – sei ein Bremsklotz auf dem Weg zu bestmöglichen Entscheiden. Deswegen müssten auch bei der KESB der Stadt Zürich, die schon seit vielen Jahren professionalisiert ist, Behördenmitglieder in den Ausstand treten, wenn sie jemanden privat kennen.

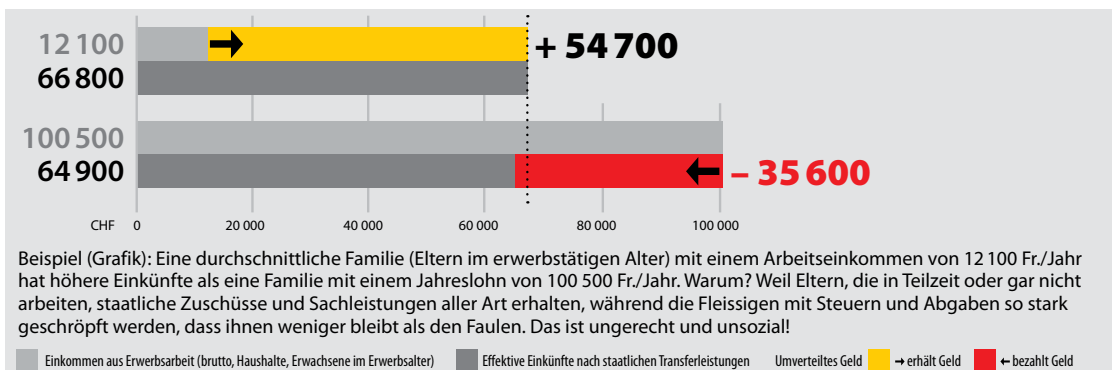
Obwohl Lucie Rehsche die heutige Organisation der Kesb verteidigt, sieht sie durchaus Verbesserungspotenzial. «Die Abläufe, die wir einhalten müssen, sind zum Teil sehr starr. Es wäre wünschenswert, wenn wir manchmal unkomplizierter dem gesunden Menschenverstand folgen könnten.» Ein spezielles Problem sei zudem, dass Entscheide den Betroffenen in einer juristisch gehaltenen Sprache übermittelt werden müssten. Diese verstünden den Inhalt oft nur schwer. «Ich habe mir darum vorgenommen, Massnahmen vermehrt mündlich zu erklären – als Ergänzung zu den schriftlichen Bescheiden.»

### Schlüssige Argumentation

Zwei Stunden sind um. Diktatorische Charakterzüge hat das Gespräch mit Lucie Rehsche nicht enthüllt. Im Gegenteil – sie scheint schlüssig zu argumentieren und nachvollziehbare Standpunkte zu vertreten. Und vor allem: Sie wirkt einfühlsam. Sicher ist die Diskussion um die Kesb nötig und manche Kritik berechtigt. Das Bild einer hartherzigen Bürokratin gibt Rehsche aber nicht ab. ○

# Faul sein lohnt sich!

Unser Sozialwesen ist krank! Wer 12 000 Franken pro Jahr verdient, lebt besser als ein mittelständischer Haushalt mit 100 000 Franken Jahreseinkommen. Warum? Die Faulen erhalten Sozialleistungen aller Art, die Fleissigen werden mit Steuern und Abgaben geschöpft.



Quelle: Monikas Engler, «Swiss Journal of Economics and Statistics», 2011 / Weltwoche 06/2015

Wer das nicht will, wählt SVP



SVP des Kantons Zürich  
 Lagerstrasse 14, 8600 Dübendorf  
 www.svp-zh.ch  
 Mit einer Spende auf PC 80-35741-3 unterstützen Sie unsere Arbeit.  
 Mit herzlichem Dank.



# Fatale Fehldiagnose

Der Rückfalltäter Fabrice Anthamatten lockt psychiatrische Experten auf eine falsche Fährte und erreicht damit eine Verlegung in die locker geführte Sonderabteilung La Pâquerette in Genf. Adeline M. bezahlt den Irrtum der Forensiker mit ihrem Leben. Teil 3. Von Alex Baur

Es ist keine einfache Aufgabe, die der Neuenburger Psychiater und Psychotherapeut Dr. Sébastien Conscience im Oktober 2010 übernimmt: Er soll den Mehrfachvergewaltiger Fabrice Anthamatten im Hinblick auf dessen Freilassung begutachten. Der Täter hat mittlerweile neun Jahre in Haft verbracht, die meiste Zeit in Frankreich. 2015 wird er zwei Drittel seiner Strafe von insgesamt zwanzig Jahren Gefängnis verbüsst haben. Bei guter Führung wird er dann voraussichtlich freikommen – immer unter der Voraussetzung, dass er nicht als gemeingefährlich eingestuft wird.

Sexualverbrecher auf ihre Gefährlichkeit einzuschätzen, ist schwierig. Im Fall Anthamattens kommt erschwerend dazu, dass in seinem Dossier nichts über seine Therapie im französischen Gefängnis zu finden ist. Conscience, der unter der Oberaufsicht des Genfer Forensikers Gérard Niveau arbeitet, ist zudem kein Spezialist für die diffizile Aufgabe. Immerhin hat er aber Zugang zu den französischen Gerichtsgutachten aus dem Jahr 2002, worin sich die Gutachter eingehend mit Anthamattens Verbrechen auseinandersetzen und dabei zu einem denkbar pessimistischen Schluss gelangen.

Gemäss den französischen Forensikern handelt es sich bei Anthamatten um einen gefährlichen Psychopathen mit sadistischen Zügen, der einer Therapie schwer zugänglich sei. Aus den Tatmustern lässt sich schliessen, dass es ihm weniger um Sex ging, sondern vielmehr darum, seine Opfer zu dominieren, sie zu quälen und in Panik zu versetzen. Selbst als die Frauen längst resigniert hatten, fuhr er ihnen mit dem Messer über die Gurgel und die Geschlechtssteile. Erst ihre Todesangst erregte den Sadisten. Die zentrale Frage an den Gutachter lautet demnach: Hat sich Anthamattens Persönlichkeit im Gefängnis zum Besseren verändert?

## Was Psychiater hören wollen

Doch von der sadistischen Seite Anthamattens ist im Gutachten, das Conscience, versehen mit Niveaus Gütesiegel, am 28. März 2011 bei der Genfer Vollzugsbehörde Service d'application des peines et mesures (Sapem) abliefern, kaum die Rede. Stattdessen glaubt der Experte ein ganz neues Motiv entdeckt zu haben, von dem weder in den Prozessen noch in Gerichtsgutachten die Rede war: Alkohol und sexuelle Zügellosigkeit. Anthamatten, so die These, habe sich jeweils Mut angetrunken, um seine Hemmungen zu überwinden. Das überrascht insofern, als Alkohol im französischen Prozess

kaum ein Thema war. Keines seiner Opfer bemerkte, dass der extrem kaltblütig und gezielt agierende Peiniger betrunken gewesen wäre.

Sogar für Anthamattens Brutalität findet Conscience eine Rechtfertigung: Er habe jeweils eine «Atmosphäre von Spannung und Gewalt» erzeugt, weil er sonst gar nicht fähig gewesen wäre, seine Opfer anzufallen. Eine Rolle habe dabei auch der traurige Tod seiner schwangeren polnischen Freundin gespielt. Nur: Diese tragische Story, die im französischen Verfahren als Mär entlarvt wurde, hat der Täter frei erfunden. Und spätestens hier fragt man sich: Hat Conscience die Prozessakten überhaupt gelesen? Glaubt er dem sadistischen Vergewaltiger mehr als seinen französischen Kollegen?

Zwar setzt Conscience auch normierte Diagnose-Instrumente ein, unter anderem die Psychopathie-Skala von Robert D. Hare. Anthamatten erreichte dabei einen recht tiefen Wert, deutlich unter der Schwelle der Gemeingefährlichkeit. Offenbar gelang es ihm, den Test zu manipulieren. Nach dem Mord an Adeline M. wird man in seiner Zelle Notizen finden, die darauf schliessen lassen,

## Zwischendurch konvertiert er zum Islam, dann sympathisiert er mit den Mennoniten.

dass sich Anthamatten aufgrund einschlägiger Literatur selber als Psychopathen einstufte. Nach all den Psychotherapien ist er ein Spezialist auf diesem Gebiet. Er weiss genau, was Psychiater von ihm hören wollen – und wie man sie auf eine falsche Fährte lockt.

Die Recherchen der *Weltwoche* weisen darauf hin, dass Conscience ein klassischer Kunstfehler unterlaufen ist: Statt sich am Tatmuster zu orientieren, liess er sich von der Darstellung des Täters leiten. Es finden sich zwar auch Tests im Gutachten, die auf ein erhebliches Rückfallrisiko hinweisen. Conscience stellt sogar fest, dass sich Anthamatten nie in eine vertiefte Auseinandersetzung mit seinen Delikten eingelassen hat und nach wie vor kein Mitgefühl für seine Opfer empfindet. Trotzdem empfiehlt er eine Vertiefung der vermeintlich erfolgreichen Therapie mit «Schwerpunkt auf die sexuellen Impulse und die Abhängigkeit von Alkohol». Eine fatale Fehldiagnose, die Anthamatten das Tor zur Freiheit weit öffnet.

Seit Anfang 2009 befindet sich Fabrice Anthamatten im Waadtländer Gefängnis Bochuz bei

Orbe. 2011 hat er die Hälfte der Strafe verbüsst, theoretisch wären erste Hafturlaube nun möglich. Doch er hat eine panische Angst («une peur bleue») vor einer nachträglichen lebenslangen Verwahrung, wie er in einem Brief an seine Mutter schreibt. Anthamatten gebärde sich fortan als Musterhäftling. Er hat eine Lehre als Bäcker angefangen und sich um eine Gesprächstherapie bemüht, er sucht den Kontakt mit Opferhilfe-Organisationen, «um besser zu büssen für das, wofür ich mich schuldig gemacht habe», wie er in einem Brief an die Vollzugsbehörden schreibt. Monatlich zahlt er dreissig Franken von seinem Gefängnislohn auf ein Sperrkonto; das Geld soll dereinst seinen Opfern zugutekommen. Meint er es ernst? Oder will er bloss freikommen?

## Lernen von Strauss-Kahn

Anthamatten ist im Gefängnis ziemlich isoliert, bekommt kaum Besuch. Die Kontakte zu seiner Mutter bricht er bald definitiv ab. Gegenüber dem Personal tritt er bisweilen sehr fordernd auf, doch insgesamt gibt sein Verhalten kaum zu Klagen Anlass. Lediglich einmal kommt es zu einem Verweis, weil er eine Violinistin, die ein Konzert im Gefängnis gegeben hat, mit schmalzigen Liebesbriefen und Telefonanrufen belästigt. Zwischendurch konvertiert er zum Islam, dann sympathisiert er mit den Mennoniten. Beide Glaubensrichtungen verbieten den Konsum von Alkohol strikte, womit in seinen Augen sein angebliches Alkoholproblem gelöst ist.

Im September 2011 schmettert der Grosse Rat in Genf seinen Antrag auf Begnadigung unter Buhrufen diskussionslos und einstimmig ab. Anthamatten drängte schon vorher auf eine Verlegung in La Pâquerette nach Genf. Die Sonderabteilung des Gefängnisses Champ-Dollon, in der Mörder, Sexual- und andere Gewalttäter sukzessive mit begleiteten Freigängen auf ihre Entlassung vorbereitet werden, ist unter Häftlingen bekannt. Er weiss, dass in La Pâquerette ein sehr lockeres Regime herrscht – und dass von dort der Weg direkt in die Freiheit führt, sofern er sich nicht ganz dumm anstellt (siehe *Weltwoche* Nr. 9/15, «Resozialisierung im Bordell»).

Im Herbst 2011 bewirbt sich Anthamatten erneut um eine Verlegung in La Pâquerette. Wie er schreibt, hat er sich ein Buch über die sexuellen Übergriffe von Dominique Strauss-Kahn gekauft, «um an meinem Fehlen von Empathie zu arbeiten». Die Bäckerlehre hat





«Er sagt, er habe nur zauberhafte und freundliche Menschen getroffen!»: Mordopfer Adeline M.

er zwar abgebrochen, auch seine Pläne, einen Bioladen mit Walliser Naturprodukten zu eröffnen, lösen sich bald in Luft auf. Einmal in Freiheit, möchte er sich nun als Französischlehrer für Fremdsprachige eine Existenz aufbauen, er erwähnt auch seine Leidenschaft fürs Reiten.

Im Dezember 2011 empfiehlt eine interdisziplinäre Fachgruppe, an der auch seine Psychotherapeutin beteiligt ist, in einem ausführlichen Bericht Anthamattens Verlegung in La Pâquerette. Die Einschätzung der Psychologin, die er zweimal pro Monat zu einem Gespräch traf, fällt sehr wohlwollend aus. Die stellt zwar fest, er habe immer noch «ein wenig» Schwierigkeiten damit, sich in seine Op-

fer hineinzusetzen. Doch er sei grundsätzlich zu einer Therapie bereit. Anthamatten anerkenne zwar seine Verurteilung, heisst es im Überweisungsbericht, spreche aber ungern über Details.

Seine Version, die im Widerspruch zu den Gerichtsakten steht, wird dabei kritiklos übernommen: Er sei betrunken gewesen, habe neue Erfahrungen gesucht; sein Vater, der mit Alkohol Frauen gefügig gemacht habe, sei für ihn ein schlechtes Vorbild gewesen; und auch seine Mutter, unter deren Tyrannei er gelitten habe, trage eine Mitschuld an seinen Verbrechen.

Die zweite Vergewaltigung war gemäss dieser Version auf eine Kette blöder Zufälle zu-

rückzuführen: Eigentlich habe er seine Opfer nur ausrauben wollen; dann habe er sich aber zufällig mit den gleichen Utensilien (Messer und Handschellen) am gleichen Ort befunden, wo er schon früher einmal eine Frau vergewaltigt hatte – und dann habe er halt nochmals zugeschlagen, ganz nach dem Motto «Gelegenheit macht Diebe» (*l'occasion fait le larron*).

Auch wenn sein Umgang mit Delikten etwas oberflächlich bleibe, so heisst es im Bericht weiter, lege Anthamatten doch Humor und Selbstironie an den Tag. Oft antizipiere er Fragen und beantworte diese, bevor sie gestellt seien. «Mit meinen Gefängniserfahrungen könnte ich Psychiater sein», habe er einmal gesagt. Die Psychologin bemerkt an dieser Stelle immerhin, dass seine Aussagen bisweilen etwas gar «perfekt und stereotyp» seien.

Manchmal scheine es, so bemerkt die Therapeutin weiter, als tausche er Rollen, als würde er sie ausfragen, um ihr die Antworten zu geben, die sie hören wolle. Und auch ihr fällt der Abgrund auf zwischen den schweren Verbrechen, die Anthamatten begangen hat, und der Nonchalance, mit der er darüber spricht. Das sind Signale, bei denen alle Alarmsirenen aufheulen müssten. Doch der interdisziplinäre Bericht geht mit einer Leichtigkeit darüber hinweg, als handle es sich um kuriose Anekdoten.

Bei der Schlussevaluation im Herbst 2011 nimmt sich Anthamatten zusammen, gibt sich als richtiger Charmebolzen. Er irritiert das multidisziplinäre Gremium, in dem auch die Genfer Vollzugschefin Ana Zumbino sitzt, nun kaum noch mit Verharmlosungen seiner Verbrechen, schwärmt von seinen angeblichen Fähigkeiten als «Pferdeflüsterer». Hat er vielleicht in den sporadischen Therapiesitzungen zwischenzeitlich gelernt, Mitleid für seine Opfer zu empfinden? Oder hat er einfach gelernt zu sagen, was man von ihm hören will?

Das Fazit des Gremiums fällt erstaunlich positiv aus. Man zeigt ein gewisses Verständnis dafür, dass Anthamatten seine Schandtaten «entdramatisieren» will; zeigt Verständnis dafür, dass er «Pädophilie doch noch ein wenig monströser» findet als seine eigenen Verbrechen. Aber dank dem Islam und später dank den Mennoniten will er nun alles im Griff haben. Daraus schliesst das Gremium: «Anthamatten zeigt eine gute Einsicht in sein mit dem Alkohol verbundenes Problem.»

#### «A. erkennt seine Grenzen»

Anthamatten versichert, die Therapie habe ihm auch geholfen, seine angeblichen sexuellen Probleme zu überwinden. Er habe heute keine sadistischen Fantasien mehr beim Masturbieren. Die Therapeutin nimmt dies zwar mit einer gewissen Ambivalenz zur Kenntnis, andererseits zweifelt sie nicht daran, dass Anthamattens Verbrechen «in einer Beziehung zu seinem Hass auf seine Mutter» standen. Sie stellt auch fest, dass er sich nach wie



**Tor zur Freiheit:** Unter Häftlingen war das legere Regime in La Pâquerette bekannt.

vor kaum um seine Opfer kümmert, dafür spricht er vom Schicksal der «Kinder in Bangladesch, das ihn schrecklich berührt». Mehr sei im Moment für ihn nicht möglich.

Das Fachgremium erkennt zwar, dass gemäss der forensischen Lehre aufgrund der Art der begangenen Verbrechen von einer beträchtlichen Rückfallgefahr auszugehen sei. Neben seiner Therapiewilligkeit hält sie dem aber seine angeblich positiven Zukunftsperspektiven entgegen. Die Experten schaffen es sogar, dem Lehrabbruch eine positive Seite abzugewinnen: «A. erkennt seine Grenzen.» Die Fluchtgefahr stufen sie als gering ein. Positiv werden auch seine monatlichen Zahlungen an die Opfer gewertet. Alles in allem empfiehlt das Gremium, die Therapie in der Pâquerette weiterzuführen, mit einem Schwerpunkt auf die angeblichen sexuellen Probleme und den Alkohol, die das Rückfallrisiko mindere.

Die wohlwollende Beurteilung steht im krassen Widerspruch zu den harten Fakten. Wollte Anthamatten mit monatlich 30 Franken seine finanzielle Schuld gegenüber den Opfern ernsthaft begleichen – die Gerichte sprachen ihnen total rund 30 000 Franken Schmerzensgeld zu –, müsste er noch achtzig Jahre lang zahlen. Ein Berufsabschluss ist nach wie vor nicht absehbar, seine Perspektiven in der Freiheit sind düster. Von einer ernsthaften Auseinandersetzung mit seinen Delikten kann keine Rede sein. Und daran ändert sich auch nichts, als Anthamatten Ende August 2012 in die Pâquerette verlegt wird.

Im April 2013 schickt Véronique Merlini, die Direktorin von La Pâquerette, einen ausführlichen Rapport über das erste halbe Jahr an Ana Zumbino, die Direktorin der Genfer Vollzugsbehörde Sapem. Anthamatten habe sich gut eingegliedert. Er arbeite in der Bäckerei, ei-

ne Lehre sei für ihn aber kein Thema. Ausserhalb des Gefängnisses hat er praktisch keine Kontakte. Merlini übernimmt die These kritiklos, gemäss der Anthamattens Verbrechen auf ein gespanntes Verhältnis zur Mutter, sexuelle Probleme und Alkohol zurückzuführen seien.

Eine Sexualtherapie sei im Gefängnis schwierig, räumt Merlini ein. Zumal sich Anthamatten sehr für Pferde interessiere, hält sie dafür eine «Reittherapie» für angezeigt. Anthamatten selber habe im Internet das Reitzentrum Anima herausgesucht, das sich in der Nähe des Flughafens befindet. Wie Merlini auf diese Therapieform kommt, die normalerweise

---

### Man zeigt Verständnis dafür, dass er seine Schandtaten «entdramatisieren» will.

---

bei autistischen Kindern angewendet wird, bleibt schleierhaft. Für Anthamatten bedeutet sie die ersten begleiteten Ausgänge.

Zwei Mal im Monat spricht Anthamatten in La Pâquerette mit einem Psychotherapeuten. Dieser hat keine Aktenkenntnis, doch der Häftling zeigt ihm «freiwillig» das Gutachten Conscience, welches ihm ein vermeintliches Alkoholproblem attestiert. Der Patient sei etwas zerstreut und hyperaktiv, rapportiert der Psychologe am 25. Juni an Zumbino, er sei der Haft überdrüssig. Von einer Ausbildung ist keine Rede mehr, Anthamatten will nach seiner Freilassung nun nach Irland reisen.

Eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Delikten findet auch in La Pâquerette nicht statt. Seine Delikte bereue er, heisst es im Bericht des Therapeuten, in der Haft sei Alkohol kein Thema; mit den weiblichen Angestellten

komme er gut zurecht, womit auch das Thema Sexualität erledigt ist. Nach dem positiven Bericht steht einem begleiteten Freigang nichts mehr im Weg. Auf den obligatorischen Beizug der Gefährlichkeitskommission verzichten Zumbino und Merlini eigenmächtig.

Die frohe Botschaft wird Anthamatten als Bescherung zu seinem 39. Geburtstag übermittelt. Die Soziotherapeutin Adeline M. ist eben aus einem längeren Mutterschaftsurlaub zurückgekehrt. Die junge Frau findet schnell einen Draht zu Anthamatten. Dieser bittet sie, ihn auf seinem Freigang zur Reittherapie zu begleiten. Da Adeline M. seine Vorakten nicht zugänglich sind, kann sie nicht wissen, dass sie es mit einem brandgefährlichen Psychopathen zu tun hat. Dass er via Internet unbedingt noch ein Spezialwerkzeug bestellen will, das er beim Freigang angeblich zur Hufpflege benötige, beunruhigt sie nicht. Sie weiss nicht, dass Anthamatten gerade daran ist, die Mordwaffe zu beschaffen, mit der er sie töten wird.

### Alkohol spielte keine Rolle

Am 3. September 2013 absolviert Anthamatten seinen ersten sechsstündigen begleiteten Freigang mit einer anderen Sozialtherapeutin. «Fabrice ist völlig entzückt vom Ausgang zurückgekehrt!», schreibt Adeline M. ins Tagesjournal, «er sagt, er habe nur zauberhafte und freundliche Menschen getroffen!» Am nächsten Morgen will er dringend ins Internet. Adeline M. weiss nicht, dass Anthamatten seine Bestellung ändert: Statt eines Gerätes zur Hufpflege wartet nun ein Taschenmesser «Victorinox Hunter XS» im Laden auf ihn.

Am Morgen des 13. September 2013 fährt Adeline M. mit ihrem Lebenspartner zur Arbeit. Sie hat bei La Pâquerette gekündigt. Zumal sie jetzt Mutterpflichten hat, erscheint ihr die Arbeit mit den Gewaltverbrechern zu riskant. Gegen 10 Uhr verlässt sie am Steuer eines Citroën Berlingo das Gefängnis, Anthamatten auf dem Beifahrersitz. Wenig später registriert die Kamera in der Mont-Blanc-Tiefgarage den Berlingo. Es sind die letzten Bilder, auf denen Adeline M. noch lebend zu sehen ist.

In einem Laden in der Genfer City holt Anthamatten gegen 10 Uhr 30 das Messer ab, das er bestellt hat. Am nächsten Morgen findet die Polizei den leblosen Körper von Adeline M., gefesselt und mit durchtrennter Kehle, in einer Waldlichtung. Der Tatort befindet sich in einem Waldstück beim Flughafen, ganz in der Nähe des Weinberges, in dem Fabrice Anthamatten seine ersten Opfer gefoltert und vergewaltigt hatte. Der Alkohol, der angeblich an allem schuld war, spielte auch bei diesem Verbrechen keine Rolle.

**Lesen Sie in der nächsten Ausgabe:** Wer trägt die Verantwortung für die Freilassung von Anthamatten und den Tod von Adeline M.?

# MEHR ALS EIS

Mehr als ein Abenteuer: Spektakuläre Landschaften, intensive Tierbeobachtungen, große Expeditionsmomente – die Antarktis erwartet Sie zur Reise Ihres Lebens.



**Hapag-Lloyd**  
Kreuzfahrten

Weitere Informationen erhalten Sie in Ihrem Reisebüro,  
unter 0800 100044 (gebührenfrei) und [f /hl.kreuzfahrten](https://www.facebook.com/hl.kreuzfahrten)

[www.mehr-als-eis.ch](http://www.mehr-als-eis.ch)

# Mein Auto weiss alles über mich

Und was passiert, wenn der Kühlschrank die Privatsphäre seines Benutzers verletzt? Intelligente Computertechnik in Alltagsgegenständen kann unabsehbare juristische Folgen haben. Marc Strittmatter gehört zu den führenden IT-Rechtsexperten. Er weiss Rat. *Von Wolfgang Koydl und Vera Hartmann (Bild)*

Es ist ein aussergewöhnlich schöner Tag für Konstanz. Normalerweise verhüllt im Winter dichter Nebel die badische Universitätsstadt. Doch heute lässt die Sonne den Bodensee funkeln wie eine Swarovski-Installation, und die Berge auf der Schweizer Seite zeichnen sich so scharf am Horizont ab, als ob man ihre Konturen mit Wimperntusche nachgezogen hätte. Klirrend kalt ist es, aber Marc Strittmatter ist trotzdem mit dem Velo zum Treffpunkt gekommen, einem Hotel am Seeufer. «Das Fahrrad ist das beste Transportmittel in Konstanz», meint der Jurist. Der 46-Jährige ist Professor an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Gestaltung und einer der führenden Experten auf dem neuen Feld des Informationstechnologierechtes. Konkret geht es unter anderem um die noch kaum ausgeloteten rechtlichen Konsequenzen der umfassenden Digitalisierung unseres Lebens.

**Herr Strittmatter, jüngst erschien ein Zeitungsartikel, der mit den Worten begann: «Mein WC hat dem Kühlschrank gesagt, dass ich schwanger bin. Der hat es ausgeplaudert, und jetzt bin ich meinen Job los.» Was ist das: Comedy, Science-Fiction oder Realität?**

Technisch ist es Realität. Was die Sinnhaftigkeit solcher Datenkommunikation angeht, wohl eher Comedy. Rechtlich ist es Science-Fiction, wenngleich man sich zivilrechtlich gute Ansatzpunkte für Ansprüche gegen den Kühlschrankhersteller vorstellen kann. Man könnte ihn etwa wegen der Verletzung vorvertraglicher Beratungspflichten belangen, wenn er nicht hinreichend über das Kommunikationsverhalten seines Produktes informiert hat.

**Das Internet der immer smarteren Dinge wächst rasant. Sie beschäftigen sich mit möglichen juristischen Konsequenzen dieser Entwicklung. Warum?**

Das Internet der Dinge ist eine logische Weiterentwicklung der Möglichkeiten digitaler Vernetzung. Die Entwicklung der Informationstechnologie seit 1990 treibt eine Veränderung der Bedingungen an, unter denen Gesellschaften existieren. Sie vollziehen sich schneller, als sie philosophisch-anthropologisch, geschweige denn rechtlich eingeordnet werden können. Was beispielsweise die technisch mögliche, umfassende Transparenz unserer Handlungen durch die Bündelung von Daten für unsere

Lebensführung langfristig bewirkt, ist noch nicht ansatzweise erkannt oder gar in Rechtsätze umgearbeitet worden. Damit ist das Informationstechnologierecht eines der spannendsten Betätigungsfelder im Recht.

**Hat denn das Recht bei diesem Tempo überhaupt eine Chance, mitzuhalten? Das ist ja, als ob man mit einer Draisine einen TGV einholen wollte.**

Das Recht kann sehr selten etwas vorwegnehmen, es muss sich meist mit der undankbaren Rolle begnügen, nachzuvollziehen. Im Fall der Informationstechnologie kann man nur hoffen, dass der Abstand sich nicht vergrössert und der Rückstand in einem annehmbaren Rahmen bleibt. Weil die Veränderungsgeschwindigkeit so hoch ist, muss ein Gesetzgeber an der Aufgabe eigentlich scheitern, einerseits halbwegs technikneutrale, andererseits praktisch noch umsetzbare Regeln zu schaffen.

---

**«Mehr Daten schaffen mehr Transparenz – mit allen Konsequenzen.»**

---

**Nehmen wir ein konkretes Beispiel: Ich baue einen Unfall, es gibt keinen Zeugen ausser meinem eigenen Auto, das genau weiss, was wirklich vorgefallen ist.**

Hier zeigt sich ein klassisches Dilemma: Für den Unfallbeteiligten, der unauffällig gefahren ist, aber vielleicht aus Beweisnot seine Schadensersatzansprüche nicht durchsetzen kann, ist die Black Box im Auto eine segensreiche Erfindung. Für den Raser, dessen Risikobereitschaft zu einem Schaden geführt hat, der aber bisher über die Versicherten-gemeinschaft sozialisiert wurde, ist das weniger wünschenswert, denn sein Fahrzeug wird nun zum Zeugen der Anklage. Sein prozessuales Recht, sich nicht selbst belasten zu müssen, wird durch schon heute serienmässig eingebaute Unfalldatenspeicher geschwächt. Aus der Perspektive der Wahrheitsfindung ist das jedoch wünschenswert: Nach unserer Vorstellung soll ein Gerichtsverfahren die Wahrheit ans Licht befördern. Mehr Daten schaffen mehr Transparenz – mit allen Konsequenzen. Dass diese Transparenz in Gerichtsverfahren zur Aufklärung eines Sachverhalts beiträgt, wäre eigentlich nur logisch.

**Wo bleibt der Grundsatz, dass sich ein Verdächtiger nicht selbst belasten muss?**

Das kann man nicht pauschal sagen. Aus-sagen eines Beschuldigten gegenüber privaten Dritten dürfen ja auch im Strafprozess verwertet werden. Wenn man den Hersteller in das Verfahren einbezieht, indem man die Daten aus einem Unfalldatenspeicher verwertet, ist das rechtsstaatlich auch heute schon möglich. Ende Januar 2015 hat das Europäische Parlament dem sogenannten e-Call-System zugestimmt, das bei Neuwagen ein elektronisches Notrufsystem verpflichtend vorschreibt. Rechtlich ist das natürlich mit einer Reihe von Datenschutzproblemen behaftet. Daher sollte die Teilnahme unbedingt freiwillig, der Fahrer also in der Lage sein, das Ortungssystem auszuschalten. Allerdings bewegt sich ein Autofahrer ja auch nicht in seiner reinen Privatsphäre, sondern nimmt am öffentlichen Strassenverkehr teil. Damit gilt, dass er keinen Anspruch auf absoluten Schutz seiner Privatsphäre hat, sondern diese im Interesse der Allgemeinheit auch eingeschränkt werden kann.

**Ist ein kluges Auto eine eigenständige juristische Person?**

Nein. Es bleibt ein Verkehrsmittel. Es ist jedoch denkbar, dass wir über die technischen Möglichkeiten eine Diskussion darüber bekommen, ob technische Objekte nicht zumindest einen über Sachen hinausgehenden juristischen Status erhalten sollen, wenn sie Entscheidungen treffen, die sonst nur von Menschen getroffen werden. Ein selbststeuerndes Auto kann so programmiert werden, dass es bei einem bevorstehenden, vermeidbaren Unfall zwischen fatalen Folgen und einem weniger schweren Schaden entscheiden kann. Dann beginnt man, der Maschine moralische Entscheidungen zu übertragen. Vielleicht muss man den umgekehrten Weg gehen: Statt Rechte und Pflichten auf Maschinen mit aufgewertetem Rechtsstatus zu übertragen, kehrt das Individuum wieder zu mehr Verantwortung für seine Handlungen, seine technischen Hilfsmittel und die damit erzeugten Datenwolken zurück.

**Aber was ist, wenn intelligente vernetzte Gegenstände selbsttätig Informationen austauschen?**

Dann haben Sie vor allem Ihre eigene Datenhaltung nicht im Griff. Neben der Fortentwicklung der technischen Möglichkeiten von Geräten müssen wir auch unsere eigenen Fertigkeiten im Umgang mit IT verbessern. Wir müssen informiert auswählen, ausschalten



«Der Maschine moralische Entscheidungen übertragen»: Jurist Strittmatter.

und entscheiden, was wir preisgeben wollen. Ich kann selbst entscheiden, ob ich wirklich einen Kühlschrank benötige, der, wenn die Milch zur Neige geht, eine Bestellung aufgibt. Das muss ich abwägen gegen den Aufwand, den ich mit Pflege und Überwachung des Kommunikationsverhaltens meiner Haushaltsgeräte habe, und vor allem das Risiko, dass mein Verhalten vollständig berechenbar wird.

**Jeder Einzelne muss sich selber darum kümmern, ohne staatliche Eingriffe?**

Die Grenze, ab der man wieder an Regulierung denken muss, wird überschritten, wenn die Datenauswertung in einen faktischen Zwang übergeht: Natürlich ist die Teilnahme an Fitnessprogrammen, bei denen Bewegungsdaten erfasst und an die Krankenversicherung übermittelt werden, freiwillig. Wenn aber alle einen Rabatt erhal-

ten, nur diejenigen nicht, die auf dem Sofa sitzen, entsteht faktisch ein Zwang zum gesunden Leben. Wenn also andernfalls die Mitgliedschaft in der Krankenversicherung unerschwinglich wird, ist das ein Eingriff in die persönliche Entscheidungsfreiheit, ungesund zu leben. Es wäre eine Ironie der Geschichte, wenn ausgerechnet die Informationstechnologie das Vehikel wird, das uns zu freudlosen, pietistischen Konformisten und

Pflichterfüllern werden lässt. Faktisch wäre ja dann genau das eingetreten, was nicht eintreten sollte: Weil die Informationstechnologie unser Handeln transparent machen kann, wird unserer Lebensführung ein engerer Rahmen gesetzt, als wir es in der Ordnung des Staates festgelegt haben.

### Was kann der Einzelne tun, damit das nicht eintritt?

Erstens, seine eigene Datenkultur pflegen: abschalten, abwägen, reduzieren, kündigen. Gerade wir Digital Immigrants, die wir erst als Erwachsene ins digitale Zeitalter eingetreten sind, müssen lernen, reflektiert auszuwählen und abzuschalten. Wir sind mit der Knappheit der Informationsbeschaffung sozialisiert worden. Heute haben wir ein Überfluss- und Auswahlproblem. Also müssen wir selbst anfangen, Grenzen zu ziehen.

Zweitens, überdenken des Begriffs der Privatheit. Der Einzelne ist als Teil der Gesellschaft bekanntlich auch ein Abbild sozialer Realität, das heißt, es gibt keinen rechtlichen Anspruch auf absolute Privatheit. Das Recht auf informationelle Selbstbestimmung bedeutet nicht, dass jegliche Information über ein Individuum einem Einwilligungs- oder Gesetzesvorbehalt unterliegt. Weil sich die soziale Realität wandelt, verändern sich damit auch die Grenzen der Privatheit. Und diese liegen in Zeiten der Vernetzung heute eben eher enger. Die jüngeren Nutzer haben diesen Begriff meiner Ansicht nach längst umdefiniert. Sie sehen Dinge als öffentlich, die Digital Immigrants ehemals als eher privat ansahen – Freunde, Interessen, aktuelle Stimmungen, Likes und Dislikes. Drittens, die Betonung der Eigenverantwortung und das Offenhalten der Märkte: Ich muss bei einer Kaufentscheidung neben dem Zuckergehalt, der Schadstoffklasse und dem Nachweis fairen Handels nun wohl auch noch das Risiko des Datenmissbrauchs berücksichtigen – wenn mir diese Kriterien wichtig sind. Um freie Entscheidungen zu ermöglichen, müssten auch die Kartellbehörden ein wachsameres Auge auf die Marktstrukturen der Informationsökonomie werfen.

Sie sagen, es gibt keinen Rechtsanspruch auf Privatheit. Der grüne Schweizer Nationalrat Balthasar Glättli hat jüngst sogar ein «Menschenrecht auf die Privatsphäre» postuliert.

Grundsätzlich würde ich dem zustimmen, aber die Privatsphäre ist ein dispositives Recht. Das heißt, ich kann selbst bestimmen, was zu ihr gehört. Wir unterscheiden zwischen Intimsphäre, Privatsphäre, Sozialsphäre und Öffentlichkeitsphäre, wobei der Kernbereich unter allen Umständen

geschützt ist. Aber selbst den definiere ich selbst. Für einen nackt auftretenden Performance-Artisten wäre der Anblick seines Körpers in diesem Kontext Teil der Sozial- oder Öffentlichkeitsphäre. Mir ist der Begriff der Privatsphäre zusammen mit dem Begriff des Menschenrechts zu absolut. Ich spreche lieber von Persönlichkeitsrechten, weil man die genauer definieren und somit auch schützen kann. Auf jeden Anspruch kann man auch verzichten.

### Muss man die Bürger zu mehr Datenbewusstsein erziehen?

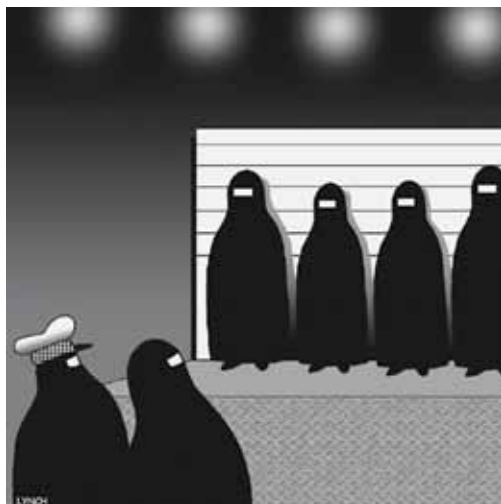
Unbedingt. Allerdings sehe ich hier keinen klassisch staatlichen Erziehungsauftrag. In manchen deutschen Bundesländern soll ein Fach Verbraucherbildung eingeführt werden. Ich glaube, dass man damit vor allem eine Konsumentenhaltung fördert, auch wenn das zunächst paradox klingt: Es geht nicht darum, das «richtige Konsumverhalten» anzuerziehen. Es geht vielleicht eher darum, Schülern Zusammenhänge der Informationsökonomie aufzuzeigen, ihnen

### «Mir ist der Begriff der Privatsphäre zusammen mit dem Begriff des Menschenrechts zu absolut.»

die Tragweite ihrer Entscheidungen und Handlungen in Bezug auf den Umgang mit Informationen über ihre Person zu vermitteln. Insofern halte ich mehr von Forderungen, den Unterricht im Fach Wirtschaft um den Aspekt der Informationswirtschaft zu ergänzen.

### Brauchen wir mehr Datenschutz?

Der Datenschutz müsste zunächst einmal umbenannt werden. Es werden ja nicht die Daten geschützt, sondern die Persönlichkeitsrechte der Individuen, deren Daten verwendet werden. Wenn man die persönlichkeitsrechtliche Komponente stärker betonen würde, wäre eine bessere Auffächerung des Schutzbereiches möglich: Kriterien sind beispielsweise das eigene Datenverhalten, die



Risiken, die aus der Kenntnis einer einzelnen Datei entstehen, aber auch die Gefahren der Datenaggregation durch marktstarke Unternehmen oder die Marktstruktur, in der sich die Datensammlung vollzieht. Funktionierender Wettbewerb bei den Diensteanbietern führt zu besseren Ergebnissen beim Datenschutz. Wer kostenfreie Dienste nutzt und darüber nachdenkt, warum er nichts bezahlen muss, kommt schnell darauf, dass seine Gegenleistung in der Preisgabe von persönlichen Informationen besteht. Wir müssen sicherlich stärker deutlich machen, dass es naiv ist, zu glauben, Web-Dienste würden von rein altruistisch handelnden IT-Forschern zur freien Nutzung dauerhaft kostenfrei bereitgestellt.

### Mehr Wettbewerb gleich besserer Datenschutz – wie soll das konkret gehen?

Sehr wichtig ist das Kartellrecht als Mittel zur Offenhaltung der Märkte auf der Ebene der Informationsaggregation durch Google, Facebook oder Amazon: Das Datenschutzrecht überfordert sich, wenn es das Problem der Sammelwut einzelner, nahe am Monopol agierender Unternehmen durch immer strengere Datenschutzstandards ganz alleine lösen will. Das durch die Datenmenge entstehende Transparenzproblem ist ja nicht zuletzt deshalb ein Problem, weil Daten aus verschiedensten Datenquellen bei marktbeherrschenden Unternehmen zusammengeführt werden können. Wer mehrere dieser Datenquellen beherrscht, kann diese Aggregation herbeiführen und umfassende Muster erzeugen. Aber warum sollten der Google-Index oder die Datenbasis von Facebook nicht anderen Anbietern gegen angemessene Lizenzgebühr zur Verfügung stehen? Eine weitere Idee wäre, Anbieter, die sich mit personenbezogenen Daten bezahlen lassen, zu verpflichten, den Wert dieser Daten dem Nutzer gegenüber offenzulegen. Dann würde zumindest eine Art Preis der Nutzung der «kostenfreien» Angebote von Datenunternehmen sichtbar.

### Kann man mit juristischen Mitteln allein das Problem lösen?

Wohl kaum. Jenseits des Rechts muss man die Frage, was privat und was öffentlich ist, immer neu stellen und zu beantworten versuchen. Es ist vielfach untersucht worden, dass individuelle Moral schwindet, wenn die Anonymität zunimmt. Aber soll ausgerechnet die Technologie die Menschen nacherziehen, indem sie mehr Öffentlichkeit schafft? Am Ende wird auch Gelassenheit im Umgang mit den Phänomenen helfen und das Vertrauen in die Einzelnen, Übertreibungen an Transparenz abzuwehren, abzuschalten und abzuwählen. Die Menschen wissen meiner Erfahrung nach schon recht genau, was für sie gut ist und was nicht. Manchmal dauert es eben ein wenig. ○



## Abschied als Chance

Der Protestantismus spielt in der Öffentlichkeit praktisch keine Rolle mehr. Fazit: Die evangelischen Kirchen haben keine Zukunft. Eine Verlängerung ihres Lebens um jeden Preis ist keine Lösung.

Von Peter Ruch

Die Schweizer Bevölkerung war bis vor hundert Jahren mehrheitlich evangelisch-reformiert. Die Kultur und die Wirtschaft unseres Landes waren stark von Protestanten geprägt, wie etwa die gegenwärtige Banknotenserie zeigt, bei der kein einziger Katholik abgebildet ist. Die lange Dominanz des reformierten Bekenntnisses kontrastiert heftig mit dem gegenwärtigen Zustand der Kirche. Reformierte Hochburgen wie Basel, Zürich, Bern, Lausanne und Genf weisen einen Anteil reformierter Einwohner von zwanzig Prozent und weniger aus. Die Austrittszahlen erreichen jährlich den Umfang einer kleinen Landeskirche. Die Präsenz des Protestantismus im öffentlichen Diskurs bewegt sich nahe am Nullpunkt. Das gilt auch für die theologischen Fakultäten, deren Dozenten noch vor wenigen Jahrzehnten mit Essays und Stellungnahmen auf breites Interesse stiessen.

Dieser Befund legt eine schmerzliche Prognose nahe: Die evangelischen Kirchen haben keine Zukunft. Das unterscheidet sie möglicherweise von der römisch-katholischen Kirche, welche als weltweite Institution und als Nachfolgerin des römischen Kaiserreiches stabiler ist. Trotzdem können sich die evangelischen Kirchen ihr nicht anschliessen. Der Anspruch, dass der Papst der Vertreter von Jesus Christus sei und dass die Gläubigen den Kirchenoberen Gehorsam schuldig seien, lässt sich mit dem Bibelwort nicht begründen. Die Exzesse der römisch-katholischen Machtpolitik haben ja zur Abspaltung der evangelischen Kirchen geführt. Diese fanden jedoch zu keiner einheitlichen Bewegung, da die reale Welt in unzählige Nationalstaaten, Fürstentümer und Stadtstaaten zersplittert war. Die Reformation lehnte sich an diese Strukturen an und konnte daher nicht «katholisch» (allgemein) werden. Eine Einheit war auch theologisch unmöglich, weil Luther eine persönliche Stellungnahme forderte. So lebten und wirkten die evangelischen Kirchen als Bestandteil ihres jeweiligen Staatswesens.

### Sturm der geistigen Neuerung

Diese Abhängigkeit wurde im Zeitalter der Aufklärung verhängnisvoll. Um den Sturm der geistigen Neuerung zu überstehen, passten sich die Kirchen an. Das Engagement ihrer Wortführer drehte sich um die Frage, wie man unter den neuen Umständen nützlich erscheinen konnte.

Biblische Inhalte wurden umgedeutet, und das biblische Menschenbild wich dem Glauben an das Gute im Menschen. Höhepunkt und Wende dieser Bewegung war Friedrich Schleiermacher, der Theologie und Philosophie miteinander verband. Er bestimmte das Wesen der Religion als «Anschauung und Gefühl» sowie als das unmittelbare Erleben, dass alles Endliche in ein Unendliches eingebettet ist. Dadurch glaubte er Religion und Kirche plausibel zu machen.

Nach dem Ersten Weltkrieg erkannte Karl Barth, dass sich Kirche und Theologie in einer Sackgasse befanden, und führte sie heraus.



Zerfall durch theologische Aushöhlung.

Barth liebte die Auseinandersetzung, und es gereicht der evangelischen Kirche zur Ehre, dass sie zu Kontroversen fähig ist. Doch zeigt sich je länger, desto deutlicher, dass die Korrektur nicht nachhaltig war. Heute dümpeln Theologie und Kirche erneut in Schleiermachers Gewässern – mit dem Unterschied, dass sein Ansatz 200 Jahre später längst nicht mehr einleuchten kann. Der Zerfall erfolgt nicht durch äussere Repression, sondern durch theologische Aushöhlung. Zu Leitmotiven der Kirche sind persönliche Beziehungen, staatliche Unterstützung, Toleranz und soziale Gesinnung geworden.

Allerdings hat sich die evangelische Kirche – anders als die römisch-katholische – nie als Heilsanstalt betrachtet. Die Institution ist für sie grundsätzlich ein Notbehelf, und ein Pfarrer kann kein Mittler, also kein Priester sein. Nach dem Hebräerbrief hat Christus als letzter Priester das erforderliche Opfer erbracht. Es braucht keine Priester mehr, sondern Gemeindeführer nach dem Modell der Rabbiner. Reformierte Pfarrer unterscheiden sich qualitativ nicht von anderen Menschen. Das schwächt die Institution. Doch ist schon im Alten Testament der Werdegang der Institutionen geradezu atemberaubend: Der Tempel als Kultzentrum wurde mehrmals zerstört, endgültig im Jahr 70 n. Chr. – aber Judentum und Gottesglaube überlebten und erneuerten sich!

Der Zerfall der evangelischen Kirchen lässt sich mit dem Tod eines Menschen vergleichen. Stirbt ein Mensch in Würde, kann das Abschiednehmen noch einmal gute Früchte bringen. Eine Verlängerung des Lebens um jeden Preis wäre verfehlt. Auch die evangelischen Kirchen müssen nicht verzweifelt erhalten werden. Wer mit der Schwäche und dem eventuellen Ende der Kirche rechnet, wird die Möglichkeiten, die sie noch bietet, umso dankbarer nutzen. Je unverkrampfter und illusionsloser die kirchlichen Institutionen agieren, desto segensreicher können sie noch wirken. Im Verlauf der Geschichte haben sich blühende Kirchenwesen aufgelöst und sind verschwunden. Die Empfänger des Galaterbriefes lebten in der heutigen Türkei. Während die nordafrikanischen Kirchen in der Völkerwanderung zerfielen, hat Aurelius Augustinus in ihrer Mitte die Erkenntnisse gewonnen, aus denen später nördlich der Alpen ganze Kulturen Klarheit und Mut gewannen.

Der evangelischen Kirche steht es nicht zu, das Unvermeidliche mit Werbeprogrammen und Betriebswirtschaft aufhalten zu wollen. Antwort muss Jesus Christus geben, der seine Kirche baut und Petrus zum Felsen der Kirche bestimmt hat. Als dieser ihn in bester Absicht daran hindern wollte, den Weg in die Verwerfung zu gehen, wies er ihn mit den denkbar grössten Worten zurecht: «Fort mit dir, Satan, hinter mich! Du willst mich zu Fall bringen, denn nicht Göttliches, sondern Menschliches hast du im Sinn» (Matthäus 16, 23).

Peter Ruch ist reformierter Pfarrer in Küssnacht am Rigi.

# «Üben, Keith, üben»

Um ein Haar wäre Mali in Terror und Chaos versunken. Am «Festival sur le Niger» in Ségou zelebrieren die besten Musiker Westafrikas die Wiederauferstehung des Landes. *Von Eugen Sorg und Tim Dirven (Bilder)*

Es ist kurz vor Mitternacht, als die Band auf die über dem Fluss errichtete Freiluftbühne tritt. Gemächlich werden die Instrumente eingestellt, ein paar Scherzchen gemacht. Dann der fulminante Auftaktakkord. Er durchfährt das Publikum wie ein Stromschlag. Hunderte springen gleichzeitig auf, strecken die Arme in die Höhe, jubeln, klatschen, singen, beginnen wie befreit zu tanzen. Die Bühne scheint plötzlich zu schweben, ein magisches Luftschiff, getragen von rollenden Rhythmen und polyfonen Gesängen, glänzend im Silberlicht des Mondes. Die Gruppe, die das Wunder der Erweckung vollbringt, heisst Super Biton, eine Combo älterer Herren in langen, farbigen Gewändern, von der ich noch nie gehört habe, die aber mit ihrem kraftvollen und gleichzeitig raffinierten Afrofunk in ihrer malischen Heimat seit den siebziger Jahren zu den grossen Stars gehört.

Wir sind in Ségou, im westafrikanischen Mali, einem staubigen, aber malerischen Städtchen am Ufer des Niger. Zum elften Mal findet hier das «Festival sur le Niger» statt, ein fünftägiger Grossanlass mit den besten Musikern des Landes, aber auch mit Tanz-Workshops, Kunstausstellungen, Handwerksmesse, Experimentalthheater, Podiumsdiskussionen über Kunst, Politik und gesellschaftliche Entwicklung. An diesen Tagen verwandelt sich das verschlafene Nest in die Kulturhauptstadt Malis. Tausende von Besuchern drängen sich durch die sandigen, sonnenverbrannten Gassen, Musikfreunde, Regierungsabgeordnete, Schnorrer, Taschendiebe, Händler, Wunderheiler, leichte Mädchen, sämtliche Kinder und Jugendlichen aus der Umgebung. Die Hotels sind überbelegt, die Restaurants machen guten Umsatz. Hauptattraktion sind aber die abendlichen Konzerte auf der Hauptbühne am Fluss.

## Trott eines Wüstenkamels

Geduldig hat sich das Publikum die bisherigen Darbietungen angehört. Begeisterung wollte aber nicht wirklich aufkommen. Weder beim jungen, melancholischen Künstler mit der Elektroorgel, dessen verschwommene Fugen wie ein Richard-Clayderman-Verschnitt klangen und die tanzfreudige Zuhörerschaft ratlos liessen. Noch bei der Performance einer Tuareg-Band, die als Teil einer «Caravane culturelle pour la paix» präsentiert wurde. Ihre klagenden arabischen Halbtöne und das schleppende Tempo, das an den gleichmässigen Trott eines Wüstenkamels erinnerte, wirkten einschläfernd. Gänzlich ungerührt blieb man auch bei einer Afro-

Techno-Fusion. Am Mischpult fuchtelte und schraubte ein DJ herum, ein bebrillter Weisser in abgetragenen T-Shirt, nicht nur ein ästhetischer, sondern offensichtlich auch ein musikalischer Autist, der ohne Rücksicht auf Tonalität und Rhythmus elektronischen Lärm und kreischende Geräusche produzierte.

Und einzig dem afrikanischen Respekt vor Älteren und Autoritätspersonen ist es zu verdanken, dass man sich ohne zu murren die unzähligen Ansprachen, Danksagungen und Schweigeminuten der Bürgermeister, Gouverneure, Minister gefallen liess. Nur einmal bemerkte ich einen Jungen, der den Bürgermeister nachäffte, als dieser nicht mehr mit Reden aufhören wollte. Vor kurzem wäre das Land um ein Haar in einem Bürgerkrieg untergegangen, und die anwesenden Politiker nutzten die ausserordentliche Gelegenheit, sich wortreich als verantwortungsvolle Patrioten in Szene zu setzen. Das Festival steht denn auch unter dem Motto «Versöhnung und Wiederaufbau».

Doch die Leute haben nicht ihr teures Geld für Tickets ausgegeben, um sich windige Bekenntnisse anzuhören, und die Frauen haben sich nicht in stundenlanger Arbeit ihre Haare in geflochtene und gezöpfelte Kunstwerke verwandeln lassen und sich in ihre prächtigsten und

## «Man muss ruhig bleiben und aufmerksam, nervös sein hilft nichts.»

schmeichelhaftesten Kleider gezwängt, um sich mit irgendwelchen Volksgruppen zu versöhnen. Sie alle sind hier, weil sie Musik hören wollen, jene Musik, die unmittelbar ins Glückszentrum trifft, die den Körper wiegen und die Hüften kreisen lässt, die das Leben feiert und den Alltag verlacht. Musik wie diejenige von Super Biton. Als gegen Ende des zweiten Abends die abgeklärten Altmeister zu spielen beginnen, ist das Publikum erlöst. Jetzt erst beginnt das Festival, jetzt ist man zu Hause. Jeder Gedanke an Krieg, Terror oder Ebola verflüchtigt sich zur vagen Erinnerung an eine weit entfernte Welt.

Im Jahr 2012 hatten die Terrororganisationen al-Qaida und Ansar Dine zusammen mit einheimischen Tuareg-Briganten den Norden Malis erobert, einen Staat namens Azawad ausgerufen und die Scharia eingeführt. Bald danach machten sie sich auf, um auch die Hauptstadt Bamako und den Süden zu unterwerfen. Die malische Armee stob auseinander, und erst



*Afrika spielte schon den Blues, als Amerika noch*





*kaum entdeckt war:* Boubacar Sidibé, 66, Rhythmusgitarre und Gesang, von Bandkollegen «Krähe» genannt.

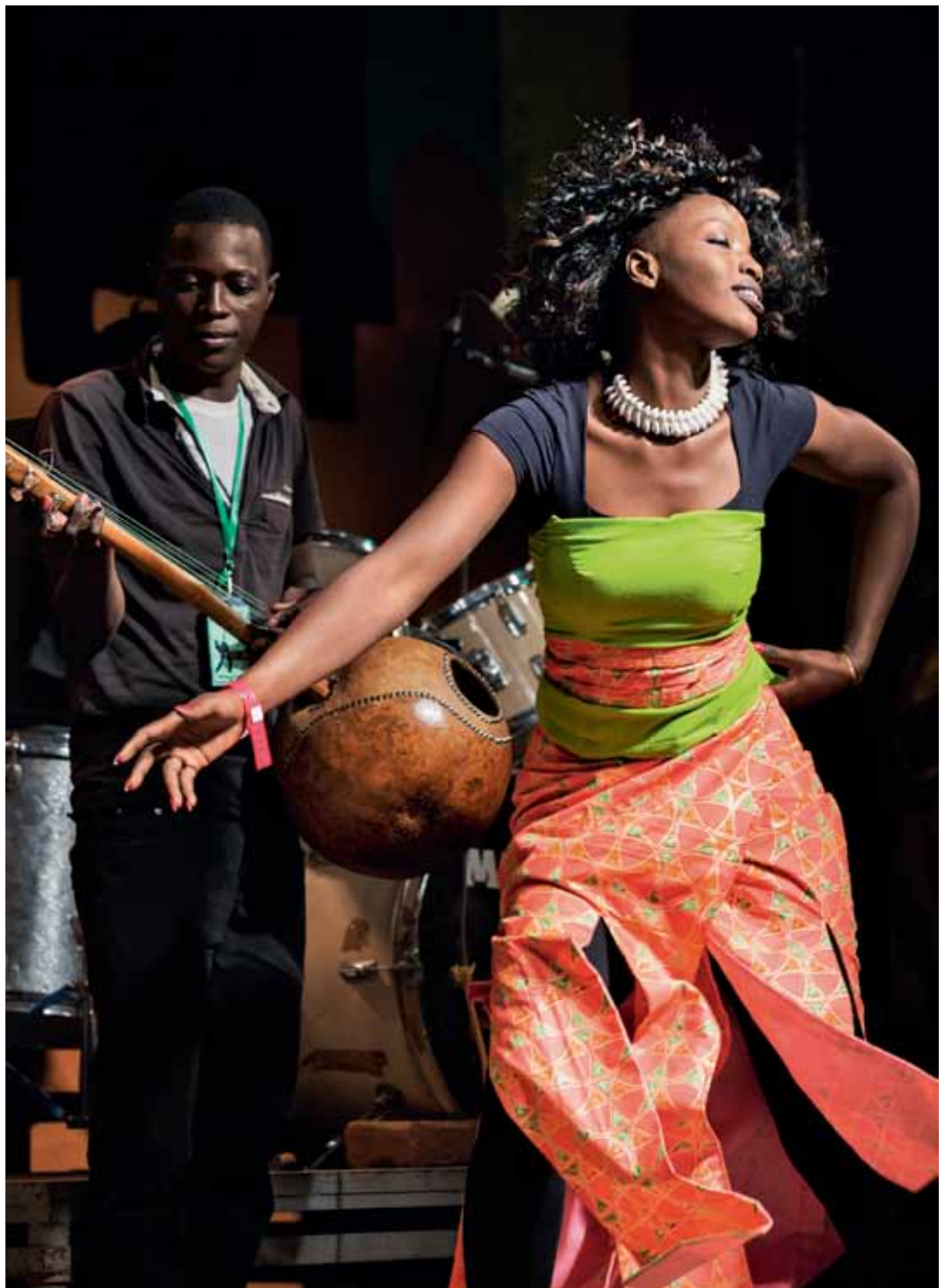
eiligst eingeflogene französische Eliteeinheiten der «Opération Serval konnten kurz vor Ségou den Durchmarsch auf die Millionenkapitale stoppen. Die Brachialmuslime und die räuberischen Tuareg-Verbände wurden in die unkontrollierbaren Wüstengebiete des Nordens zurückgejagt, geschlagen, aber keinesfalls vernichtet. Immer wieder melden sie sich mit Anschlägen zurück. Allein im letzten Halbjahr wurden zweiundzwanzig Soldaten der Un-Friedensmission Minusma getötet. Die westlichen Regierungen raten ihren Bürgern von Reisen nach Mali dringend ab. «Im ganzen Land bestehen hohe Sicherheitsrisiken und die Gefahr von Entführungen», warnt zum Beispiel das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten.

Das Festival mit seinem Menschengedränge und seinen prominenten Besuchern wäre ein ideales Objekt für einen Terroranschlag: furchtbares Blutbad, maximaler Schrecken, globale Aufmerksamkeit. Oberstleutnant Koniba Diabate, ein wohlgenährter, dunkelhäutiger Mann in den Vierzigern, Kommandant der Gendarmerie, soll dafür sorgen, dass dies nicht geschieht. «Man muss auf alles vorbereitet sein», meint er in seinem Büro in der Kaserne von Ségou, «erst vor einem Monat haben die Terroristen einen Militärposten in Nampala angegriffen, mit Raketen und Granaten, nur 280 Kilometer von hier.» – «Wird man da nervös?» – «Man muss ruhig bleiben und aufmerksam, nervös sein hilft nichts.» – «Was genau machen Sie?» – «Wir haben an allen Zufahrtsstrassen Checkpoints errichtet. Auch auf der anderen Seite des Flusses. Wenn jemand verdächtig wirkt, geht diese Information an uns und wir schicken ein Team. Für den Notfall stehen Einheiten des Militärs bereit. Wir sind gerüstet.»

### Konflikt zwischen zwei Mentalitäten

Kommandant Koniba wirkt souverän. Aber ist sein Abwehrdispositiv auch wirklich so wasserfest, wie er versichert? Zweifel sind angebracht. Auf unserer Taxifahrt nach Ségou mussten wir an einem der Kontrollposten anhalten. Das Interesse der Uniformierten galt nicht versteckten Waffen oder Sprengstoffgürteln, sondern der eigenen Lohnaufbesserung. Sie blätterten so lange in den Dokumenten unseres Fahrers, bis sie irgendwo eine scheinbar fehlende Unterschrift entdeckten, und sie liessen uns erst weiterfahren, als er bezahlte. Umgerechnet zwanzig Euro, bar, ohne Quittung. Das ist nicht wenig. Sie hatten keinen Blick in den Kofferraum oder ins Innere des Wagens geworfen. Anderen Reisenden ging es genau gleich. Endlich wieder am Steuer, wurde der Fahrer von einem mehrminütigen Wutanfall gepackt. Erschimpfte derart heftig über die Diebe und notorischen Betrüger der Polizei, dass ich fürchtete, er würde die Kontrolle über den Wagen verlieren.

Ich bin noch am Überlegen, ob ich dem Kommandanten vom Erlebnis mit seinen Männern



*Symbiose aus Anmut, Kraft und Erotik:* Bassekou Kouyaté (l.) und seine Band Ngoni Ba.

erzählen soll, da schaltet sich sein Adjunkt ein, Nagim, ein hellhäutiger, etwa 35-jähriger Mann. «Was weiss die Welt über den Konflikt in Mali?», will er von mir wissen. «Denkt man, die Tuareg seien schuld am Krieg?» Bevor ich antworten kann, reagiert Kommandant Koniba. «Er ist mein Stellvertreter und er ist Tuareg. Ich vertraue ihm vollständig.» «Ich bin zu 150 Prozent Malier», setzt Nagim nach, «und ich gäbe mein Leben für das Land. Der Militärchef der Region ist übrigens auch Tuareg. Warum wohl?» Er schaut mich triumphierend an, als hätte er mich eben schachmatt gesetzt.

Seit dem jüngsten Abspaltungskrieg wird den Tuareg von Seiten der übrigen Malier wieder mit stark verschärftem Misstrauen begegnet. Ihr Patriotismus wird angezweifelt. Nicht

ohne Grund. Schon in den sechziger und erneut in den neunziger Jahren erhoben sich Tuaregstämme gegen die Regierung in Bamako. Dahinter steht ein uralter Konflikt zwischen zwei unversöhnlichen Lebensweisen und Mentalitäten. Tuareg sind Nomaden, Bewohner der Sahara, einer hitzeffirrenden Welt aus Sand und

---

### Das Interesse der Uniformierten galt nicht versteckten Waffen oder Sprengstoffgürteln.

---

Stein. Auf der existenziellen Wanderung zu den Wasserstellen geraten sie immer wieder in das Gebiet der Sesshaften, der Bauern und Gewerbler in den grünen Savannen jenseits der



**Krieg, Terror oder Ebola verflüchtigen sich zur vagen Erinnerung:** «Festival sur le Niger» in Ségou.



**«Banditen gibt es überall»:** Tuareg beim Teetrinken.

Wüste. Die Tuareg sind hellhäutige Berber, selbstherrlich und stolz, und sie verachten die schwarzen, sesshaften Bantuvölker, die sich ihr Leben in gebückter Haltung mit schweisstreibender Arbeit verdienen müssen, als minderwertige Rasse. Gerade noch brauchbar, um als Sklaven gehalten zu werden. Diese hingegen betrachten die arroganten Kamelreiter entsprechend als gesetzloses Pack, Gesindel, heimatlose Schmarotzer. Die gegenseitige Abneigung ist kaum überbrückbar.

«Banditen gibt es überall», fährt Nagim etwas gönnerhaft fort, «auch bei den Tuareg. Oder bei al-Qaida. Und die ist auf der ganzen Welt. Sie hat in jedem Land Zellen. Auch bei euch in Frankreich oder Grossbritannien oder in China.» «Die Situation ist jetzt stabiler»,

wendet der Kommandant ein. Einige Tuareg versteckten sich noch in der Wüste und wollten die Waffen nicht abgeben. Sie würden mit Schmuggel und Drogenhandel viel Geld verdienen. Wer die Waffen nicht abgibt, sei ein Feind. «Doch wer sie abgibt», schliesst er versöhnlich, «ist willkommen. Dann ist alles in Ordnung.»

Auf einer Hotelterrasse in der Nähe der Flussbühne fällt mir ein etwa 35-jähriger Amerikaner auf. Er isst mit gewaltigem Appetit, hämmert gleichzeitig Nachrichten in seinen Laptop und begrüsst munter immer wieder Leute an den Nebentischen, um sich angeregt mit ihnen zu unterhalten, obwohl er sie offensichtlich zum ersten Mal sieht. Der Mann sprüht vor Energie und Kommunikationslust. Es dauert nicht lange, und auch wir sind im

Gespräch miteinander. Er heisst Joe Conte, kommt aus Sausalito in Kalifornien und ist Leadsänger, Manager, Produzent und Promoter der Band JeConte & the Mali Allstars. Joe redet gerne, am liebsten über sich selbst, aber dies auf eine kurzweilige Art. Bald kenne ich seine halbe Lebensgeschichte.

Sohn eines italienischen Einwanderers, kreierte er in den Neunzigern als einer der frühen Internettüftler Websites, gründete Multimediafirmen, verdiente viel Geld, spielte in Bands. Dann sterben sein Vater und seine Freundin innerhalb eines Jahres an Krebs, und Joe, von Trauer überflutet, muss neu herausfinden, wer er ist und was er will. Er reist nach Timbuktu in der malischen Sahara, Gelehrtenstadt im Mittelalter, von wo Händler und Pilger ihre Karawanen nach Mekka sattelten, einem Ort, der in seiner Vorstellung anders ist als alles, was er kennt, fremd wie der Mond, und wo ihn nichts an sein bisheriges Leben erinnern soll. *Soul-searching*, Seelensuche nennt er diese Phase. Drei Jahre bleibt er, seine alte Lebendigkeit kehrt langsam zurück, und er wird um neue menschliche und künstlerische Welten reicher. Zusammen mit ein paar afrikanischen Musikern und Freunden gründet er eine Band, welche 2011 am legendären Festival au Désert, dem «afrikanischen Woodstock» in der Nähe Timbuktus den ersten grösseren Auftritt hat. Es folgen Tourneen in Afrika und Konzerte in Europa, den USA und 2013 die CD «Mali Blues». Morgen werden er und die Mali Allstars hier in Ségou auf der Bühne stehen.

### Zauber in der holprigen Karre

Er wolle noch einen kleinen Filmclip mit der Band aufnehmen, meint Joe nach einer Weile, ob ich Lust habe, sie zu begleiten. Ich sage gerne zu, und wir begeben uns zum Wagen, wo die Band wartet. Joe stellt sie vor. Am Steuer sitzt Mamadou Kone, der Perkussionist, ein Mann mit lustigem Gesicht und Dreadlocks, der ständig mit dem Oberkörper wippt und mit den Fingern trommelt; neben ihm der Gitarrist Adama Dramé, von Joe als «Jimi Hendrix Malis» bezeichnet. Auf dem Rücksitz quetschen Joe und ich uns neben Boubacar Sidibé, Rhythmusgitarre und Gesang, von den Bandkollegen «Krähe» genannt, was sich aber nicht auf die Stimme beziehen soll, sondern auf seine Weisheit. Boubacar ist 66. Er ist knochendürr, trägt trotz Hitze eine alte Daunenjacke, die zerkratzte Akustikgitarre auf seinem Schoss hat einen Sprung, es fehlen ihm einige Zähne, und mit seinem topfförmigen Hut und seinem auf ein unbekanntes Ziel gerichteten Blick erinnert er mich an eine leicht verrückte, obdachlose Alte.

Kaum fahren wir los, schlägt Boubacar einige Akkorde auf dem Instrument an und beginnt leise zu singen. Sofort setzt eine wundersame Verwandlung ein. Seine Stimme ist überraschend melodios, leicht rauchig und verheissungsvoll, mit einem untrüglichen Gefühl für das präzise Timing, seine Hände sind elegant,



Der ganze Körper zittert: Festivalbesucher.

sein Gesicht ist voller Seele und Musik. Alles Trostlose ist von ihm abgefallen, und als Adama einige minimalistische, aber raffinierte Gitarrensoli einflücht, der subtil aufs Steuer trommelnde Mamadou mit einer zweiten Stimme und Joe mit der Mundharmonika einfallen, erfüllt Zauber die holprige Karre. Diese improvisierte Session wird mir besser gefallen als der Bühnenauftritt am folgenden Tag.

Wie alle seiner Generation, erzählt mir Boubacar später, habe er in seiner Jugend Rolling Stones und Bob Dylan und die anderen Heroen der westlichen Rockkultur gehört. Er besuchte eine katholische Musikschule in Bamako, verliess diese wieder, um seine eigene Musik zu machen. Er gründete Bands, schrieb Songs, eine Mischung aus traditioneller afrikanischer Musik und westlichem Rhythm and Blues. Während Jahren war er auf Tournee, zuerst in Mali, dann in Westafrika, später, zum Beispiel mit Habib Koité, auf der ganzen Welt. Er lernte die Grossen kennen wie Jackson Browne, der ihm seine Gitarre schenkte, die heute leider einen Sprung hat. Oder die Stones. Sie waren weltberühmt, doch er fühlte sich ihnen nicht unterlegen. In Afrika hatte man schon Blues gespielt, als Amerika noch kaum entdeckt war. Keith Richards habe ihn einmal um Tipps gebeten, wie er sich an der Gitarre verbessern könnte. «Üben, Keith, üben», habe er ihm geraten. Aber er übe doch die ganze Zeit, meinte dieser, auf der Bühne, in den Studios. «Bravo», habe er geantwortet, «mach weiter so.»

#### Kraftzentrum ist der Unterleib

Einigen malischen Musikern wie Ali Farka Touré, Salif Keïta, Boubacar «Kar Kar» Traoré gelang es, sich über Afrika hinaus einen Namen zu

machen und Geld zu verdienen. Boubacar Sidibé blieb in deren Schatten, ohne sich jedoch darüber zu beklagen. Unbeirrt machte er weiter, den Blick auf jenes innere Ziel gerichtet, auf die vollendete Melodie, auf die perfekte Songzeile, der schwarze Samurai von Bamako. Und er musste eine Familie ernähren. Er hat nur eine Frau, mit dieser aber zwölf Kinder. Joe erzählte mir, dass Boubacar mit der Auftrittsgage einmal Reis für zwei Monate, ein andermal Öl- und Mehlvorräte gekauft habe. Und er, Joe, habe der Familie auch schon einen Koffer voll Kleider mitgebracht. Als er zwei Jahre später wieder auf Besuch war, trugen die Kinder immer noch diese Kleider. 2013 kam Boubacars erste CD heraus, produziert von Joe. Der Titel ist «Laido», was auf Bambara «Das Versprechen» heisst. Zehn eigene Songs, mit Wehmut veredelte Balladen, ehrlich, intim, unpräzise. Sollten sie trotzdem noch etwas Geld einbringen, wird er bei seinem Haus ein Zimmer anbauen.

In einigen der Buden auf dem Festivalgelände verkaufen junge Tuareg Silberschmuck und Ledersachen. Die Geschäfte laufen nicht besonders, es hat dieses Jahr kaum Weisse am Festival. Seit sie mich mit Joe gesehen haben, begrüßen sie mich jedes Mal freudig. «JeConte ist unser Freund», sagen sie, «darum bist auch du unser Freund.» Sie kommen aus Timbuktu, und sie kennen Joe aus der Zeit, als er selber noch dort war. In Ségou fühlen sie sich auf feindlichem Territorium. Sie sprechen kein Bambara, auch kaum Französisch, und sie wissen, dass sie hier nicht beliebt sind. Trotzdem tragen sie ihre blauen Gewänder und den Wickelturban, die sie von weitem als Tuareg erkennbar machen. Bikima, der mit seinem Verwandten Ibrahim einen Stand betreibt, sagt, wenn einer von ih-

nen zum Beispiel eine Gruppe hören wolle, würden sie alle dreissig Minuten telefonieren, um zu schauen, ob alles noch in Ordnung sei.

Als ich sie bitte, mir von der Besetzung Timbuktus durch die Dschihadisten zu erzählen, willigen sie ohne Umstände ein. Wir setzen uns unter einen der Karitébäume in der Nähe des Niger-Ufers und sie kochen Tee. Das Leben sei schwierig gewesen, berichtet Bikima, man habe nichts zu tun gehabt. Man durfte nicht rauchen, nicht Musik hören, die Hosenlänge war vorgeschrieben, bis oberhalb des Knöchels, genau hier, alles andere war nicht halal, nicht erlaubt, der Bart durfte nicht rasiert werden, «gönne dem Bart Frieden», hiess es, der Prophet habe ihn auch nicht geschnitten, Frauen mussten Socken tragen, man durfte mit keinem Mädchen reden oder ihm die Hand geben. Wer nicht gehorchte, wurde ausgepeitscht, hundert Hiebe, Hände und Füsse wurden abgehackt, einem Jungen wurde das Ohr abgeschnitten, weil er einen Ohrring trug, ein Paar wurde gesteinigt, weil es nicht verheiratet war, allerdings nicht bei ihnen, sondern in Tessalit. In seinen Schilderungen schwingt keine Empörung mit. Es klingt eher, als würde er von einem mächtigen Naturereignis sprechen, das man hin nimmt, ohne es zu verurteilen.

«Diese Leute haben ein Programm im Kopf», fährt er fort, «sie sind stark und können reden, und du fängst an, ihnen zu glauben. Ich habe ihnen nicht geglaubt, weil ich nie lange mit ihnen geredet habe. Aber wenn du ein Nomade bist und in der Wüste lebst und nichts weisst, dann glaubst du, was sie sagen. Schau, hier.» Auf seinem Handy hat er einen Al-Dschasira-TV-Beitrag gespeichert. Er zeigt einen rotbärtigen Al-Qaida-Führer, einen malischen Araber aus Timbuktu, der mit erhobenem Zeigefinger direkt in die Kamera hinein predigt: «Wir haben in Libyen und in Syrien gekämpft», droht er,

---

**«Wir sind nicht nach Timbuktu gekommen, um Air-Condition zu bringen.»**

---

«und wir werden gegen Frankreich und Amerika kämpfen. Und wir sind nicht nach Timbuktu gekommen, um Air-Condition zu bringen. Sondern den Dschihad, die Scharia, das Wort des Propheten.» Er redet eindringlich und suggestiv, mit der Überzeugungskraft desjenigen, der Gott und die Gewehre auf seiner Seite weiss. Bikima schaut mich an. «Verstehst du jetzt, was ich meine?», scheint sein Blick zu sagen.

Die Rückeroberung Timbuktus durch die französischen Truppen dauerte eine Woche. Am dritten Kampftag sei seine Familie auf ihren Kamelen nach Mauretania geflüchtet und für eineinhalb Jahre dort geblieben. Bikima sagt nicht, warum. Möglicherweise hatten sie Angst vor Racheakten der schwarzafrikanischen Nachbarn. Nach dem Abzug von al-Qaida

wurden einzelne Araber und Tuareg getötet und ihre Läden geplündert. Es habe gereicht, meint Bikima, dass man einem Rebellen die Hand gegeben habe, und schon habe man als dessen Freund gegolten. Aus seinem Stamm habe sich aber niemand den Rebellen angeschlossen, behauptet er. Es gebe wilde Stämme, doch sein Stamm wolle den Frieden.

Wir unterhalten uns noch ein wenig über das Festival, Bikima lobt die Musik, meint dann, die beste Gruppe sei leider nicht anwesend. «Und wer ist das?» Wieder zaubert er sein Handy aus den Tiefen seines blauen Gewandes hervor. «Tinariwen. Das sind die Besten.» Auf einem Video sieht man eine verwegene Tuareg-Band mit Elektrogitarren. Die Gründer von Tinariwen stammen aus dem Norden Malis, lebten jahrelang in militärischen Ausbildungscamps Gaddafis und kämpften später mit anderen in Libyen geschliffenen Tuareg-Freibeutern gegen die Regimes von Mali und Niger. Erst Mitte der Neunziger tauschten sie die Gewehre endgültig gegen die Gitarren ein. «Nicht gerade Friedensapostel», sage ich zu Bikima. «Nein!», strahlt er, «sie sind gegen die Regierung und für den Aufstand.»

Die beiden letzten Festivalabende werden in glänzender Laune gefeiert. Rapper Penzy, eine nationale Berühmtheit im weissen Sonnenpriestergewand, singt zwar falsch, aber der Rhythmus stimmt, und als plötzlich noch zwei

Tänzerinnen auf der Bühne erscheinen, bricht das Publikum in Begeisterungstürme aus. Jeder Ton und jeder rhythmische Impuls setzt sich bei den beiden Frauen unmittelbar in Bewegung um, der ganze Körper zittert, schüttelt und dreht sich, wird selber Musik, Kraftzentrum ist der Unterleib, die Füße trippeln in rasendem Tempo, halten unvermittelt inne, der Körper schnell in die Höhe, scheint einen Moment in der Luft zu verharren, die Schwerkraft überwindend, um wieder zu landen und weiter zu vibrieren, sich aufzubauen und aufreizend das Becken kreisen zu lassen. Bei alledem lächeln und leuchten die Tänzerinnen entspannt, eine perfekte Symbiose aus Anmut, Kraft und Erotik. In Afrika offenbart sich Gott im Tanz.

### Sogar die Krokodile klappern mit

Es folgen Hip-Hop-Künstler und immer wieder Auftritte von Frauen mit Stimmen, so reich und elektrisierend, dass das Publikum vom ersten Ton an jubelt. Stimmen wie diejenige der wunderschönen Fatoumata Diawara, die mit ihrem Afrofunk, ihrem Gitarrenspiel und ihrer Tanzperformance aus jedem Zuhörer einen besseren und glücklichen Menschen macht, sicher für die Zeit des Auftritts und noch etwas darüber hinaus. Diawara komponiert auch und schauspielert. Ihre jüngste Rolle hatte sie im Film «Timbuktu» von Abderrahmane Sissako, ein mit sieben Césars ausgezeichnetes Drama über die

Zeit der Besetzung Timbuktus durch al-Qaida.

Die Flussbühne bietet weitere Highlights, etwa die Vorstellung von Ben Zabo, Meister des Afrobeat. Er und seine Band, in langen Gewändern und mit Kakadu-Kopfschmuck, legen einen atemberaubenden musikalischen Himmelritt hin, polyrhythmisch und vielstimmig, jeder Übergang perfekt, jeder Klang harmonisch, jeder Handgriff professionell. Mond und Sterne beginnen zu tanzen, und sogar die Krokodile im Niger klappern mit ihren Kiefern.

30 000 Besucher kommen ans Festival. Es gibt in den fünf Tagen keine Schlägereien, keine Panikszene und schon gar keine Anschläge. Nur einige unbedeutende Organisationspannen. Die Tickets kamen nicht rechtzeitig aus der Druckerei, so dass zur Freude der Besucher der Eintritt am ersten Tag gratis war. Oder Jé-Conte und Boubacar Sidibé wurden aus Versehen unter der Rubrik «Aufstrebende junge Talente» aufgeführt und mussten auf einer Nebenbühne auftreten. Das war eine Kränkung, aber sie liessen sich nichts anmerken. Joe krümmte und bog sich und blies sich auf seiner Mundharmonika die Lunge aus dem Leib, Adama zersägte mit gleissenden Riffs die Luft, Mamadou trommelte halbsbrecherische Geschichten auf seiner *talking drum*. Und mitten im Soundtumult sass Boubacar mit seiner Jackson-Browne-Gitarre, ruhig, konzentriert, ein geduldiger Diener des Blues. ○

Publireportage

## Drucken mit Tinte – halb so teuer und doppelt so schnell\*

Bei der Wahl eines Bürodruckers spricht viel für Tinte: Ein HP Officejet Pro X druckt doppelt so schnell wie ein vergleichbarer Laser und halbiert die Kosten pro gedruckter Seite.

Vor dem Kauf eines Druckers stellt sich jeweils die Gretchenfrage: Tinte oder Laser? Während Privatanwender zu einem Tintenstrahler greifen, setzen Unternehmen auf Laser. Doch warum dominiert im Büroalltag der Laserdrucker? In einer von Isopublic im Auftrag von HP durchgeführten Studie nannten 78% der 500 befragten Unternehmen möglichst tiefe Kosten pro gedruckter Seite ein «wichtiges» oder «sehr wichtiges» Kriterium. Gleichzeitig möchten Schweizer Unternehmen nicht auf Qualität verzichten. Dokumentenechtheit ist daher für 76% zentral, während noch 70% eine hohe Druckgeschwindigkeit als «wichtig» oder «sehr wichtig» einschätzen. Die Drucklösung soll im Betrieb also möglichst günstig, dabei dennoch qualitativ hochwertig sein. Kriterien, die für den Officejet Pro X sprechen.

### Zuverlässig, umweltfreundlich und günstig

Mit dem Officejet Pro X bietet HP einen Multifunktionsdrucker an, der speziell für das Geschäftsumfeld entwickelt wurde. Dank

der HP PageWide Technologie – mit einem Druckkopf, der über die gesamte Seitenbreite reicht – ist das Gerät rekordverdächtig schnell und schafft bis zu 70 Seiten pro Minute. Ausserdem sind die Kosten pro gedruckter Seite, inklusive Anschaffungskosten, Kosten für die Tintenpatronen und Wartung, halb so hoch wie bei einem vergleichbaren Lasergerät. Dabei müssen Anwender keine Abstriche bei der Qualität machen. Dank pigmentierter Tinte sind die Ausdrucke in Farbe und Schwarzweiss langlebig und verschmieren nicht. Ein Officejet

Pro X schont nicht nur das Portemonnaie sondern auch die Umwelt: Der Energieverbrauch ist bis zu 84% tiefer als bei einem Laserdrucker und weil die Druckkartuschen länger halten, wird bis zu 94% weniger Verpackungsmaterial benötigt. So können Unternehmen ihren CO<sub>2</sub> Fussabdruck um bis zu 55% senken.

### Mythen vs. Fakten

Es ist also an der Zeit, mit einigen Mythen aufzuräumen, die mit Tinte in Verbindung gebracht werden. Neben Preis und Geschwin-

digkeit galt lange auch das Druckvolumen von Tintenstrahldruckern als ungenügend. Der HP Officejet Pro X widerlegt dies eindrücklich: Ein einziger Satz Tintenpatronen reicht bei diesen Modellen für bis zu 10 000 Seiten. Ausserdem sind die Drucker mit Papierfächern für 500 Blatt ausgestattet. Vor dem Kauf eines neuen Druckers, sollte die Tinte also zumindest wieder in die Evaluation der Drucklösung einbezogen werden, denn damit können Unternehmen Kosten einsparen, ohne auf Qualität und Geschwindigkeit verzichten zu müssen.



### Tiefere Druckkosten bei höherer Leistung

Drucker mit HP Page Wide Technology:

<p>Doppelt so schnell wie vergleichbare Laser</p>	<p>Mehr Ausdrücke bis zum Wechsel der Druckpatrone</p>	<p>50% tiefere Kosten pro Seite als vergleichbare Laser</p>	<p>84% weniger Energieverbrauch als vergleichbare Laser*</p>
---	--	---	--

**hp** Hewlett-Packard (Schweiz) GmbH  
HP Schweiz Twitter Feed:  
<http://twitter.com/HPSchweiz>

HP Schweiz auf Facebook:  
<http://www.facebook.com/HPSchweiz>

\* Beim Drucken im allgemeinen Büromodus. Erste Seite ausgenommen. Einzelheiten finden Sie unter [hp.com/go/printerclaims](http://hp.com/go/printerclaims). Die Angaben zu den Kosten pro Seite basieren auf der Mehrzahl der Farblaser-MFPs unter 1220 CHF und Farblaserdrucker unter 975 CHF (Stand August 2013) laut von IDC für das 2. Quartal 2013 gemeldetem Marktanteil. Der Vergleich der Kosten pro Seite mit Laserverbrauchsmaterial basiert auf den Herstellerangaben für Kartuschen mit der höchsten Reichweite. Angaben zu den Kosten pro Seite für die HP Officejet X Serie basieren auf dem geschätzten Verkaufspreis für die Tintenpatronen HP 970XL/971XL und HP 980, der veröffentlichten Reichweite für Farbdrucke und fortlaufendem Druck im Normalmodus. Tatsächliche Preise und Reichweite können hiervon abweichen. Weitere Informationen unter [hp.com/go/learnaboutsupplies](http://hp.com/go/learnaboutsupplies). © 2015 Hewlett-Packard Development Company, L.P. Die enthaltenen Informationen können sich jederzeit ohne vorherige Ankündigung ändern. HP haftet nicht für hierin enthaltene technische oder redaktionelle Fehler oder Auslassungen.



Heute die Ostukraine, morgen Alaska? Geschäftsmann Malofejew.

## Für Gott, Putin und Mutterland

Der gegenwärtige Kremlherr ist für Konstantin Malofejew eine Zwischenlösung. Der russische Oligarch träumt von einem Zaren und der Rückkehr des heiligen Russland. Seine orthodoxen Ideale lässt er in einem exklusiven Privatgymnasium lehren. *Von Wolfgang Koydl und Sergey Ponomarev (Bild)*

Landkarten hängen nicht im Büro von Konstantin Malofejew, und das wirkt eigentlich wie ein Versäumnis. Ein paar antiquarische geographische Stiche des Russischen Reiches würden die Einrichtung hervorragend ergänzen: die etwas ungeschlachten Empire-Fauteuils, die goldfunkelnden Ikonen, das Zarenporträt in Öl, das eindrucksvolle Schachspiel mit den übergroßen, aus Kirschholz geschnitzten Figuren.

Auf dem Brett stehen sich Napoleon und Zar Alexander I. gegenüber. Französische Gäste, verrät Malofejew, dürften selbstverständlich die Grande Armée befehligen. Rein theoretisch erhalten sie damit die Möglichkeit, nachträglich die Geschichte zu korrigieren und die Schlacht um Moskau und den Russlandfeldzug für die Grande Armée zu entscheiden. Wenn auch nur auf dem Schachbrett.

Theoretisch – denn in der Praxis ist der 40-jährige russische Oligarch ein ziemlich küh-

ler Strategie, im Schach wie im Geschäftsleben. Schon als junger Mann stellte er binnen weniger Jahre mit Marshall Capital Partners einen erfolgreichen Investmentfonds auf die Beine, der heute Vermögen in Höhe von rund zwei Milliarden Dollar verwaltet. Das unterscheidet den vollbärtigen Businessman von anderen russischen Oligarchen: Er machte sein Vermö-

«Ich bin Patriot, und ich liebe das russische Imperium.»

gen auf dem Spielfeld und nach den Spielregeln der westlichen Konkurrenz. Die Chodorkowskis, Beresowskis oder Abramowitschs rissen sich in den wilden Wendejahren einfach Rohstoffe und Schwerindustrien billig unter den Nagel und beuteten sie aus.

Malofejew steht mit beiden Beinen in der modernen Finanzwelt mit ihren globalen, computergesteuerten Finanzströmen. Gleichzeitig sehnt er sich nach einer verklärten Vergangenheit, in der jeder seinen festen Platz in der Gesellschaft hatte und niemand von Unsicherheit und Zukunftsangst geplagt wurde. «Ich bin russisch, christlich-orthodox und Patriot», umreist er seine Weltanschauung, «und ich liebe das russische Imperium.»

Schon allein wegen dieser Liebeserklärung wären historische Landkarten in Malofejews Büro nicht nur dekorativ, sondern auch aufschlussreich, würden sie doch Rückschlüsse auf die territorialen Vorstellungen des Hausherrn zulassen. Heute die Ostukraine und morgen Alaska? Schliesslich fordern patriotisch bewegte Russen immer wieder einmal die Rückkehr der früheren zaristischen Besitzungen in Amerika.

Malofejew schweigt zu diesem Thema. Wie er die Grenzen eines künftigen russischen Reiches ziehen würde, behält er für sich. Stattdessen konzentriert er sich auf das Naheliegende, und das ist das Schicksal seiner russisch-orthodoxen Landsleute und Glaubensbrüder in den umkämpften ostukrainischen Bezirken Lugansk und Donezk. Mit einer Stiftung, die er nach dem kleinasiatischen Kirchenlehrer Basilius dem Grossen aus dem vierten Jahrhundert benannt hat, ist er hier seit Ausbruch der Krise aktiv. Welche Form diese Aktivitäten annehmen, darüber gehen Meinungen und Aussagen allerdings auseinander.

Die Regierung in Kiew strengte im vergangenen Sommer ein Strafverfahren gegen ihn an, weil er angeblich die Separatisten mit Waffen versorgt. Malofejew bestreitet das und beteuert, nur humanitäre Hilfe geleistet zu haben. «Kiew hatte die medizinische Versorgung für Kinderkrankenhäuser gestoppt», sagt er. «Wie kann ich da tatenlos zusehen?» Unbestritten ist freilich, dass es weit zurückreichende Verbindungen zwischen Malofejew und den prominenten Separatistenführern Igor Strelkow und Alexander Borodai gibt. Beide waren früher für ihn tätig.

### Strategie zur Destabilisierung der Ukraine

Die Schlagzeilen hatten für den Milliardär konkret zwei Konsequenzen. Zum einen beförderten sie ihn auf die Sanktionsliste der Europäischen Union. Reisen nach Wien, wo er im vergangenen Jahr noch eine Konferenz erzkonservativer und reaktionärer Kräfte ausgerichtet, sind vorerst ausgeschlossen. Zum anderen wurde Malofejew zum ersten Mal einer grösseren Öffentlichkeit bekannt. Seitdem taucht sein Name immer wieder auf – mal als Mittelsmann zwischen Moskau und den neuen sowie alten Eliten in Griechenland, mal als angeblicher Autor eines Strategiepapiers zur Destabilisierung der Ukraine.

Doch unabhängig davon, ob er nun Patronen oder Pillen geliefert hat – die ukrainische Krisenregion ist für Malofejew eher ein Neben-Kriegsschauplatz. In seinem Büro im modernen Businesskomplex Novinkı 31 am Moskauer Gartenring plant er Grösseres: Die grundlegende politische, religiöse und gesellschaftliche Umgestaltung Russlands – nach dem Motto: «Vorwärts in die Vergangenheit, für Gott, Zar und Mutterland», wie die Russen ihre Heimat nennen. Oder, in Malofejews eigenen Worten: «Ich glaube, dass wir zum Leben von damals zurückkehren müssen, das uns von Gott gegeben wurde.»

Damals, das ist die Zeit, in der Väterchen Zar im Kreml oder in Sankt Petersburg herrschte – streng, aber gerecht und gottesfürchtig, im letzteren Punkt seelsorgerisch unterstützt vom Patriarchen und seinem Heer von Popen. Auch ein künftiger Zar wäre in Malofejews Plan kein ohnmächtiger konstitutioneller Monarch nach

Art der saft- und kraftlosen, velofahrenden Königinnen und Könige Westeuropas. Er wäre ein absolut herrschender Autokrat, von Gott eingesetzt, respektiert und gefürchtet. «Es liegt nicht an mir, auszuwählen, wer dieser Zar sein wird», meint Malofejew bescheiden. «Meine Aufgabe ist es, ihm zu dienen und zu gehorchen. Das ist die russische Art.»

Mit *samoderschez* übersetzt das Russische das griechische Fremdwort Autokrat, und deshalb

### «Putin verhält sich wie ein Autokrat, er ist unser bester Führer seit 1917.»

versteht jeder Russe, was gemeint ist: Ein Selbstherrscher ist er, niemandem Rechenschaft schuldig ausser Gott, nicht von Wählern oder Parlamenten abhängig. Wladimir Putin, lediglich Präsident und nicht Zar aller Russen, kommt Malofejews Ideal schon recht nahe: «Er verhält sich wie ein Autokrat, er ist unser bester Führer seit 1917.»

Wie gut das Verhältnis des Oligarchen zum Kremlchef ist, darüber gibt es nur Spekulationen. Sicher ist, dass sich der ehemalige KGB-Offizier Putin sehr religiös gibt und zeitweise nationalistische russische Ideologen gefördert hat. Daher ist es denkbar, dass es Kontakte zum «Oligarchen Gottes» über die orthodoxe Schiene gibt. So soll Malofejew etwa gute Beziehungen zu Vater Tichon unterhalten. Der Abt des Moskauer Sretenski-Klosters – das in unmittelbarer Nachbarschaft der Geheimdienstzentrale Lubjanka liegt – ist Beichtvater des Staatschefs. Malofejew betont freilich, dass er die Religion nicht aus Berechnung einsetzt: «Ich kam nicht zur Orthodoxie, damit ich Beziehungen knüpfen konnte», meint er vieldeutig. «Die Beziehungen kamen zu mir, weil ich orthodox war.»

Die Rückbesinnung auf die eigene nationale Vergangenheit, auf eigene kulturelle Werte ist nicht nur auf Russland beschränkt, sondern Teil eines weltweiten Trends. Immer häufiger und nachdrücklicher wird die so selbstverständlich von den Vereinigten Staaten und der Europäischen Union vertretene These in Frage

gestellt, laut der die sogenannten westlichen Werte der Weisheit letzter Schluss für alle Völker des Erdballs seien. Das Schlagwort vom «Werte-Kolonialismus» macht die Runde, befeuert von der unübersehbaren Doppelmoral des Westens. Als Antwort auf den westlichen Rationalismus und Säkularismus erleben Religionen eine Renaissance.

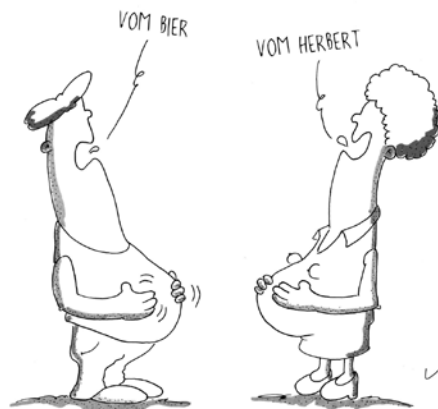
Malofejew fand als Sechzehnjähriger zum Glauben, «wie durch ein Wunder», sagt er heute. Elternhaus und soziales Umfeld prädestinierten ihn nicht dazu. Beide Eltern waren hochangesehene Naturwissenschaftler – Astrophysiker der Vater, Programmiererin die Mutter. Er wuchs in dem Dorf Puschtschino auf, einer der zahlreichen Spezialsiedlungen für die privilegierte Sowjetnomenklatura. «Als ich aufwuchs, gab es keine Sowjetpropaganda mehr und noch keine westliche Propaganda», erklärt der Geschäftsmann seinen Gesinnungswandel. «Wir besaßen wirklich Gedankenfreiheit.» Die nutzte er zum Lesen, wobei er vorrevolutionäre, konservative Schriftsteller entdeckte, die ihm ein Tor zu einem «versteckten Russland» aufstießen. «Ich verliebte mich in dieses Russland», gesteht Malofejew.

Seitdem bekämpft er den «humanitären Totalitarismus», der aus der Aufklärung entstand und keine andere Ideologie neben sich dulde. «Im sogenannten Liberalismus sind Freiheit und Toleranz nur leere Worte», zetert Malofejew. Der Sündenfall der Gesellschaft ist für ihn klar markiert: «als das Gehirn sich zum Gott aufschwang und der Mensch zum Masse aller Dinge wurde und nicht mehr Gott.»

### Modelle berühmter Schlachtfelder

Westlicher Dekadenz will er nicht nur mit seiner Stiftung entgegenwirken, die sich vor allem dem Schutz von Müttern und Kindern verschrieben hat. Sein wichtigstes Projekt hingegen ist die Privatschule, die er in der Ortschaft Saizewo vor den Toren Moskaus gegründet hat. Das Gymnasium des Heiligen Basilius des Grossen ist in einem türkisfarbenen Palast untergebracht, der von Malofejew selbst entworfen wurde und mit seinen Säulenportikus von Ausmass und Aussehen her an eine mittelgrosse Zarenresidenz erinnert. Sportplätze und ein Olympia-Pool gehören ebenso dazu wie eine eigene Kirche.

Rund 300 Schülerinnen und Schüler werden hier unterrichtet – vom Kindergarten bis zur Hochschulreife. Die Wände sind mit Szenen aus der russischen Geschichte und mit Porträts bedeutender Herrscher geschmückt. Unterrichtet wird, zusätzlich zum vorgeschriebenen staatlichen Lehrplan, Religion, Latein, Kalligrafie und Werken. Zurzeit basteln die Kinder Holzschwerter und -schilde und bauen Modelle berühmter Schlachtfelder. Auch hier gilt: Der Vergangenheit gehört die Zukunft. ○



# Die verlorene Generation

Von Thilo Sarrazin — In Berlin wächst eine Jugend heran, die nicht mehr richtig lesen und schreiben lernt. Kenntnisse über solche und andere unerwünschte Sachverhalte werden zuverlässig vermieden.



Im Oktober 2009 besuchte ich den damaligen Bürgermeister des Berliner Bezirks Neukölln, Heinz Buschkowsky, zu einem längeren Gespräch. Ich arbeitete damals an meinem Buch «Deutsch-

land schafft sich ab» und bat ihn, von den Erfahrungen in seinem Bezirk zu erzählen. Er berichtete mir unter anderem, dass sich mittlerweile ein ganzes Dorf rumänischer Roma geschlossen in Neukölln angesiedelt habe und weitere Dörfer folgen würden. Die Roma meldeten Gewerbe wie Kesselflicker oder Besenbinder an. Sie nutzten die Niederlassungsfreiheit in der Europäischen Union für gewerbliche Unternehmer und erwürben so das Aufenthaltsrecht und den Anspruch auf Sozialleistungen wie Kindergeld, welches bei der hohen Kinderzahl der Familien sehr reichlich ausfalle. Er wisse gar nicht, wie er damit umgehen solle und wie die Kinder beschult werden könnten. Beim Innen-, Bildungs- und Sozialsenator stelle man sich tot und wolle davon nichts hören.

## Bürger tapen im Dunkeln

Es dauerte weitere vier Jahre, bis es bundesweit eine Debatte über den Zuzug von Roma aus dem Balkan gab. Diese erstickte aber bald in politischer Korrektheit. Die Zeitungsleser und Fernsehzuschauer bekamen zu hören, dass Deutschland Zuwanderung brauche, um seine Geburtenlücke zu füllen, ausserdem seien die Zustände in den Roma-Dörfern des Balkans wirklich nicht zumutbar. Zumeist hielt man es für diskriminierend, von Roma zu reden, und sprach stattdessen lieber von Einwanderern aus Rumänien und Bulgarien.

Fünf Jahre nach meinem Treffen mit Heinz Buschkowsky leben Zehntausende rumänischer und bulgarischer Roma in der Stadt. Über den Erfolg des Schulbesuchs der Kinder, über die Integration der Eltern in den Arbeitsmarkt oder die Inanspruchnahme von Sozialleistungen gibt es keine offiziellen Daten. Im Strassenbild sichtbar wird der Zuzug durch die Zunahme von Bettlern, vor allem Kinder und junge Mütter mit Säuglingen.

Seinen Niederschlag findet der Zuzug seit einigen Jahren in der Berliner Kriminalstatistik: 2014 stieg die Zahl der gemeldeten Diebstähle in Berlin um 7,3% an, darunter der Taschendiebstahl um 55% und der Diebstahl aus Wohnungen um 5,1%. (Berlin allein hat mittlerweile doppelt so viele Wohnungseinbrüche wie ganz Bayern.) Der Berliner Polizeipräsident teilte dazu mit, es handle sich um «reisende Tätergruppen, die kaum unter Kontrolle zu bekommen sind und fast alle aus Südosteuropa kommen.» Hätte er die Tätergruppe präziser eingekreist, wäre er wohl in Schwierigkeiten gekommen.

Der betroffene Bürger tappt im Dunkeln. Nimmt er die Aussagen der Politiker wörtlich, so mag er sich damit trösten, dass auch der Zuzug aus dem Balkan Beitrags- und Steuerzahler generiert und so seine künftige Rente sichert. Der Zufall wollte es, dass die Pressekonferenz des Polizeipräsidenten zur Kriminali-



Falsche Pädagogik: Roma in Deutschland.

tätsstatistik mit zwei weiteren Ereignissen zusammenfiel:

1 — In Berlin grassierte eine Masernepidemie, und ein ungeimpftes Kleinkind war ihr erstes Todesopfer geworden. Zahlreiche Eltern aus dem Unterschicht- und Einwanderungsmilieu nehmen die kostenlosen Angebote zur Schutzimpfung nicht wahr: So kommt es, dass gegenwärtig in Neukölln 86 Masernfälle auf 100 000 Einwohner kommen, im bürgerlichen Charlottenburg-Wilmersdorf dagegen nur zwanzig. Während der Gesundheitsminister Czaja (CDU) eine Impfpflicht forderte, wurde sie von der Linkspartei und den Grünen abgelehnt.

2 — Der Kultusminister von Mecklenburg-Vorpommern, Mathias Brodtkorb, schlug Alarm: 37 Prozent der Schulkinder können nach drei Schuljahren nicht richtig lesen und schreiben und erreichen nicht einmal den Mindeststandard der Kultusminister, weitere 26 Prozent erreichen nicht den Regelstandard. Nur ein Drittel der Schüler kann also nach drei Schuljahren angemessen lesen und schreiben. Bis vor wenigen Jahrzehnten war es im deutschen Schulsystem Standard, dass 90 Prozent der Schulkinder nach dem ersten Schuljahr lesen und schreiben konnten.

## Besonders «fortschrittliche» Methoden

Dazu muss man wissen, dass Berlin, Brandenburg, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern seit einigen Jahren eine gemeinsame, besonders «fortschrittliche» Rahmenrichtlinie für den Deutschunterricht an Grundschulen verwenden. Danach sind unter anderem Diktate abgeschafft, und die Kinder dürfen in den ersten beiden Jahren phonetisch schreiben. Brodtkorb will jetzt untersuchen lassen, ob eine falsche Pädagogik zu den katastrophalen Ergebnissen führt. In Berlin, zuverlässig Pisa-Schlusslicht, sind die Ergebnisse wohl noch schlechter. Genaues ist aber nicht bekannt, weil sich die Berliner Bildungssenatorin Sandra Scheeres zu solchen Fragen grundsätzlich nicht äussert.

Dreimal darf man raten, zu wie viel Prozent die Roma-Kinder in Berlin nach drei Schuljahren richtig lesen und schreiben können, wenn schon die deutschen Kinder in Mecklenburg an der Praxis der gemeinsamen Rahmenrichtlinie scheitern. Es werden, so vermute ich, keine zehn Prozent sein. Ich kann das gefahrlos behaupten, denn es wird dazu in Berlin bestimmt keine Statistik geben. Nach dieser bewährten Methode vermeidet man zuverlässig genaue Kenntnisse über unerwünschte Sachverhalte.

In fünfzehn Jahren werden wir hören, dass in Deutschland eine verlorene Generation vom Roma-Kindern herangewachsen sei, die den Anforderungen des moder-

nen Berufslebens in keiner Weise entspreche. Grüne, Linkspartei und andere werden dann in ihren Pressemitteilungen Rassismus und Diskriminierung als Ursache geisseln und Sonderprogramme für erwachsene Analphabeten fordern. Zerstoßen wird dann die Hoffnung sein, man habe für das alternde und schrumpfende Deutschland tüchtige Steuer- und Beitragszahler gewonnen.

Bislang galten die Deutschen als Weltmeister im Maschinenbau. Bald werden sie für ihre Meisterschaft bewundert werden, am Ast zu sägen, auf dem sie sitzen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



# Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Jetzt abonnieren!

Telefon 043 444 57 01 oder [www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo).  
Selbstverständlich auch online und übers Tablet verfügbar.

Probeabo  
10 Ausgaben  
nur Fr. 40.-



# 200 Jahre völkerrechtliche Neutralität

► **Donnerstag,  
19. März 2015,  
19.30 Uhr,  
im Kongresshaus Zürich**

Claridenstrasse 5,  
vom Hauptbahnhof mit Tram 11  
(Richtung Rehalp)  
bis Haltestelle Bürkliplatz  
(Türöffnung 18.30 Uhr)



**Christoph Mörgeli:**  
• Neutralitätserklärung  
am Wiener Kongress 1815



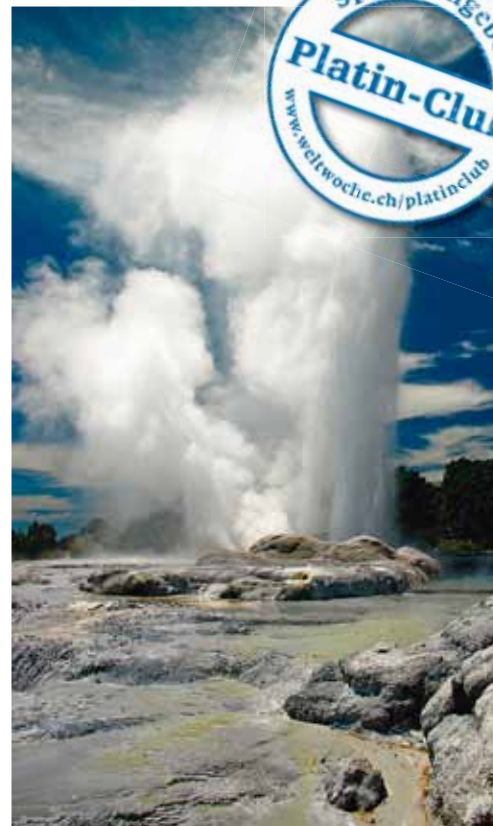
**Roger Köppel:**  
• Das Wesen der schweizerischen  
Neutralität



**Christoph Blocher:**  
• Wie Bundesbern die Neutralität  
preisgibt

*Jedermann  
ist herzlich eingeladen!*

Exklusiv für Platin-Club-Mitglieder  
Expertenreise: Neuseeland



## Weltwoche-Expertenreise nach Neuseeland

# Auf James Cooks Spuren

Entdecken Sie die atemberaubenden und verborgenen Seiten von Neuseeland. Ihr fachkundiger Begleiter ist der langjährige Korrespondent und Reisebuchautor Urs Wälterlin.

Auch über 240 Jahre nach der waghalsigen Erkundung durch Captain James Cook aus dem englischen Yorkshire hat die Faszination der beiden Hauptinseln im südwestlichen Pazifik nicht abgenommen. Als Weltwoche-Leser haben Sie nun die einmalige Gelegenheit, die andere Seite des Globus in fachkundiger Begleitung kennenzulernen.

Auf der dreiwöchigen Reise geniessen Sie die unglaublichen Naturschönheiten von Geysiren und Jahrmillionen alten Gletschern, die sich im dampfenden Regenwald verlaufen. Oder das Farbenspiel von schneebedeckten Gipfeln, stahlblauen Seen und endlosen Wiesen. Sie entdecken Orte, an die nur wenige Touristen gelangen: die von Kiwis und Gelbaugenpinguinen bevölkerte Stewart-Insel, den charismatischen Taranaki-Vulkan oder mit dem Schiff den Doubtful-Sound-Fjord.

Unterwegs begegnen Sie Angehörigen von Maori-Stämmen und lernen den Teufelskreis von Segregation, Alkoholismus und Arbeitslosigkeit kennen. Beim Besuch der modernen

Zentren von Auckland, Wellington und Christchurch spüren Sie einen Hauch von Good Old England, und beim Essen auf einer Farm erzählen Ihnen die Bauern über die Herausforderungen der neuseeländischen Landwirtschaft. Sie werden empfangen von der Schweizer Botschafterin und erfahren im Gespräch mit einem ausgewanderten Landsmann spannende Hintergründe über das Leben am anderen Ende der Welt.

### Ihr begleitender Experte

Der gebürtige Basler Urs Wälterlin lebt mit seiner Familie seit über zwanzig Jahren in



Australien, wo er als Neuseeland- und Ozeanien-Korrespondent für Schweizer und ausländische Printmedien und Radiosender berichtet. Er wird Sie auf der Reise durch Neuseeland während zehn Tagen begleiten.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Expertenreise für Weltwoche-Leser Neuseeland

mit Urs Wälterlin:

21. Oktober bis 13. November 2015

#### Reisearrangement

Für Abonnenten: Fr. 10 900.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 11 100.–

#### Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise sowie das Anmeldeformular finden Sie auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

#### Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL ([www.cotravel.ch](http://www.cotravel.ch)).  
Telefon: 061 308 33 00  
E-Mail: [cotravel@cotravel.ch](mailto:cotravel@cotravel.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Vielfalt, die begeistert.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder [www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo). Selbstverständlich auch online und übers Tablet verfügbar.

Probeabo  
10 Ausgaben!  
nur Fr. 40.–





*Pipilotti Rist lässt Augen aufgehen: «Homo sapiens sapiens».*



## Das dritte Auge

Von Daniele Muscionico

**W**as ist Kunst? Nichts, auf das es eine Antwort gäbe. Dafür 1001 Fragen. Vielleicht ist Kunst ja überhaupt das Fragen mit anderen Mitteln. Sicher ist nur so viel: Wenn Politik die Krankheit ist, für deren Therapie sie sich hält – Karl Kraus hat das Bonmot auf die Psychoanalyse gemünzt, die Erbfeindin des Politikers –, ist Kunst das Gegenteil: Sie weiss, dass der Unterschied zwischen Therapie und Krankheit im Auge des Betrachters liegt.

Und dieses Auge ist zumeist trübe, nicht? Der zeitgenössischen Kunst wird allgemein ein Hang zum Defätismus oder Zynismus vorgeworfen. Zur Miesmacherei und Lustfeindlichkeit, zur Konsumkritik, Rundumkritik. «Wo bleibt das Happy End?» Fragen Politiker, die selber die Lage der Nation mit apokalyptischen Bildern ausmalen.

Hier ist das Gegengift, kein Welt-Untergang, sondern ein Welt-Aufgang, ein Augen-Aufgang, ein Augenaufschlag. Und strahlend und hell und durchscheinend bis auf den Grund ist dieses Auge. Es ist ein Auge wie ein erster Tag. Es ist das Auge von Pepperminta aus dem gleichnamigen Film von Pipilotti Rist. Es ist das Auge der Schauspielerin Ewelina Guzik, eines Alter Egos der Künstlerin. Hier ist es, ein Bild zur Lage des Landes, ein Bild einer Schweizer Künstlerin aus der Videoinstallation «Homo sapiens sapiens», die Rist für die Kunstbiennale Venedig 2005 in der Kirche San Staë entwickelt hat. Die Arbeit war inzwischen in wichtigen Museen weltweit zu sehen, jetzt ist sie es in der Kunsthalle Krems anlässlich des Donaufestivals. Das Museum zeigt eine der grössten Einzelausstellungen der Künstlerin und eine Retrospektive ihrer Werke der letzten dreissig Jahre.

Ein Auge, farblose Wimpern und eine Blume. Wo wächst sie, vor oder hinter der Netzhaut, vor dem Augenlid oder dahinter? Kann das Auge die Blume sehen? Oder nicht, da diese zu nahe ist? Ist die Blume eine Art drittes Auge – so, wie Kunst es sein kann, eine andere Verbindung zur Welt, als sie das Hirn ermöglicht?

Kunst als drittes Auge. Pipilottis Kunst ist dieses Auge auf die Welt, die wir zerebralen Kopffüssler zu kennen glauben. Wagen wir den Perspektivenwechsel, sagt das Auge, und sein Programm ist Partei. Es ist dem anderen Blick verpflichtet. Jenem Blick auf den Homo sapiens sapiens, dem die Augen nicht nur auf-, sondern übergehen sollen angesichts des Glücks, in dieser Ecke der Welt geboren zu sein.

Pipilotti Rist in der Kunsthalle Krems: «Komm Schatz, wir stellen die Medien um & fangen nochmals von vorne an», ab 22. März.

## «Gutaussehenden Männern fehlt der Biss»

Hubert Burda gehört zu den schillerndsten Verlegern im deutschsprachigen Raum. Kürzlich feierte er seinen 75. Geburtstag. Er erzählt von den schwierigen Anfängen, wie er das Klatschmagazin *Bunte* gross gemacht hat und von seinem Spagat zwischen Handke und Heino. *Von Sven Michaelsen*

Herr Burda, die Ehe Ihrer Eltern hätte eine la Geschichte für die *Bunte* abgegeben. Ihr Vater Franz, einer der Titanen des deutschen Wirtschaftswunders, hatte von seiner zehn Jahre jüngeren Sekretärin ein Kind, das neun Monate nach Ihnen geboren wurde. Seine Geliebte machte er zur Chefredaktorin der Zeitschrift *Effi Moden*, die er für sie gekauft hatte. Seine Ehefrau Aenne feuerte die Nebenbuhlerin mit dem Satz: «Ich lass mich nie und nimmer scheiden!», übernahm das Heft selber und baute daraus das weltumspannende Imperium Burda Moden. Um ihre Revanche zu würzen, nahm sie sich auf Sizilien einen Liebhaber mit dem klangvollen Namen Giovanni Panarello, mit dem sie fortan in ihrer Villa in Taormina die Ferien verbrachte. Als sie ihren Italo-Lover bei ihrem Geburtstagsfest öffentlich vorführte, rächte sich ihr Ehemann mit noch wilderen Affären. Mit tendrin in diesem Tollhaus: Sie.

Mein Vater hat sich nicht gerächt. Ihm war der Liebhaber sehr willkommen. Er wusste genau, dass er die Mutter mit seinem unehelichen Kind in einem Masse desavouiert hatte, dass ihr Affären vollkommen zustanden.

**Bereute Ihr Vater seine Vielweiberei?**

Nein. Er hatte nicht mehr Affären als andere Einflussreiche und ging relativ locker damit um. Liebschaften gehörten für ihn zur Kreativität und guten Laune, so wie die Schubert-Lieder, die er morgens beim Aufstehen sang. Ich glaube, er liebte Picasso deswegen so sehr, weil der ein Weltmeister im Fremdgehen war und mit all diesen schönen Frauen so gut vorwärtskam.

**Ihr Vater war ein Getriebener, dessen höchstes Vergnügen es war, sechzehn Stunden am Tag zu arbeiten. Ihre Mutter kümmerte sich erst um *Burda Moden*, dann um ihre Kinder. Waren Sie ein einsames Kind, dem vor Kummer das Herz gefror?**

Es ist doch etwas Herrliches, ein einsames Kind zu sein! Was du alles aufsaugen kannst, welche Kreativität du entwickeln kannst. Ich hatte noch nie ein Problem mit der Einsamkeit.

**Ihre Mutter warf mit Aschenbechern und Telefonen nach ihren Redaktorinnen und beleidigte sie mit gehässigen Bemerkungen. Ihren Gatten ohrfeigte sie in aller Öffentlichkeit mit einem Rosenstraus. Noch mit 95 antwortete sie auf Fragen nach**

ihrem Wohlbefinden mit dem Satz: «Mir geht's gut, ich hasse!»

Also, dass sie unkonventionell war, ist schon klar. Als sie mit Giovanni in Taormina in einem Restaurant sass, rief einer der Gäste dauernd: «Aenne! Aenne!», weil er ihre Aufmerksamkeit wollte. Sie nahm einen Teller Spaghetti und schmiss ihn durchs ganze Lokal auf ihn. Man muss dazu wissen, dass diese Aenne Burda sensationell gut aussah. Sie hatte vielleicht nicht die elegantesten Beine – deswegen trug sie immer lange Röcke –, aber sie hatte ein wunderschönes Gesicht. Und sie wusste um ihre erotische Kraft, mit der sie jeden in null Komma nichts in ihren Bann zog. Sie konnte aber auch grässlich sein. Man muss sich ja nur in der griechischen Mythologie auskennen.

**Sie entwichen den Ehedramen Ihrer Eltern in die Kunst. Mit 15 schrieben Sie über Picasso, lasen Gedichte von Mallarmé und waren fest entschlossen, Maler zu werden.**

Zwischen 13 und 15 habe ich jeden Nachmittag im Atelier eines Malers verbracht und Leinwände grundiert, Pigmente angerieben

**«Das Einzige, was mich überleben liess, war ein Song von Simon & Garfunkel.»**

und gemalt. Mein Vorbild war Cézanne. Dessen Vater, ein Bankier, war auch dagegen, dass der Sohn Maler wird.

**Als Sie Ihrem Vater mit 16 Ihre Berufswahl mitteilten, bekamen Sie zur Antwort: «Halt die Gosch! Du wirst Verleger.» Beleidigte es Sie, dass er Ihre Arkadiensehnsucht missachtete?**

Nein. «Halt die Gosch» war bei uns in Baden zu verstehen wie «Grüss Gott». Der Vater hatte kapiert, dass meine Fähigkeiten für eine Existenz als Künstler nicht reichen würden. Wir einigten uns auf den Kompromiss, dass ich Kunstgeschichte studiere. Die Bedingung war, dass ich mit 25 promoviere und dann ins Unternehmen komme. Ohne diesen Druck wäre ich nach der Promotion vielleicht irgendwo Assistent geworden und hätte auf eine Professur gewartet. Dann würden wir uns jetzt nicht gegenüber sitzen.

**Das Thema Ihrer Doktorarbeit lautete: «Die Ruine in den Bildern Hubert Roberts».**

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: «Ich baue von morgens bis abends ein Riesen-

unternehmen auf, und was machst du? Du schreibst über Ruinen!»

**Ihre Karriere bei Burda begann mit einem fulminanten Fehlstart.**

Ich habe sieben Jahre lang nur Fehler ge-



«Ich war in Gefahr, in diese Welt der reichen Erben

macht. Dass ich das überhaupt überlebt habe, ist ein Kapitel für sich. Ich kam aus dem Kunstseminar des berühmten Hans Sedlmayr und hatte mit Freunden einen Philosophenklub gegründet. Marcel Proust lasen wir nur auf Französisch, James Joyce nur auf Englisch, Dante nur auf Italienisch. Da wir natürlich auch Marcuse und Lukács lasen, waren wir, was die Ästhetik betrifft, Marxisten. Ich war wahnsinnig elitär und zum Teil auch von einer unerträglichen Überheblichkeit. Als ich mit dieser Attitüde bei Burda zur Tür reinkam, hiess es natürlich: «Dieses aufgeblasene Rindvieh von Doktor!»

**Ihre erste Zeitschriftengründung war 1969 das Männermagazin M. Das Cover zeigte einen Mann, der mit nacktem Oberkörper einen Kopfstand macht und dabei buschiges, verschwitztes Achselhaar sehen lässt. Ihre Mutter kommentierte Ihr Gesellenstück mit den Sätzen: «Der Vater hat deine Zeitschrift in die Hände gekriegt. Jetzt isst er nichts mehr. Du bist schuld, wenn er stirbt!»**

Der Vater war bockelhart gegen mich und hat mich teilweise vor versammelter Mannschaft zur Sau gemacht, aber was M angeht, hatte er recht. Die Zeitschrift ähnelte einem Film ohne Regisseur und Drehbuch.



**abzustürzen»:** Unternehmer Burda.

**Als M nach nur zwölf Ausgaben beerdigt wurde, hatten Sie zwölf Millionen Mark in den Sand gesetzt. Ihre Vater tobte, Ihre beiden älteren Brüder fühlten sich in ihrer Überzeugung bestätigt, Sie seien als Verleger eine Null.**

Nach der M-Krise bin ich mit Bazon Brock im Schwarzwald spazieren gegangen. Ich wollte immer, dass Rudolf Augstein mal von mir Kenntnis nimmt, aber der nahm natürlich überhaupt keine Kenntnis von mir. Da Bazon in Hamburger Pressekreisen verkehrte, fragte ich ihn: «Was meint denn der Rudolf? Hast du mal mit ihm über mich geredet?» Er antwortete: «Der Rudolf sagt: «Wenn dein Vater stirbt, bringen dich deine beiden Brüder um.»» Diese Prophezeiung blieb mir im Kopf. Nach dem Tod des Vaters herrschte dann tatsächlich Krieg. Um den zu beenden, haben wir das Erbe in drei Teile geteilt. Im Rückblick war die Realteilung das Beste, was uns passieren konnte.

**Als Ihr Vater mit 63 Jahren sein Verhältnis mit einer jungen Bunte-Reporterin ungeeignet zur Schau stellte, sagten Sie ihm: «Das kannst du meiner Mutter nicht antun!» Sie bekamen zur Antwort: «Jetzt pass mal gut auf, Bürschle, ich bin es, der die Firma aufgebaut hat, und wenn du nicht verstehen willst, wie das hier läuft, dann gehst du eben.»**

Aus seiner Sicht hatte er recht. Für ihn war ich ein komplizierter, umständlicher Kerl, der dauernd Fehler machte. Wenn er sah, was ich tat, seufzte er meistens: «Mein lieber Heiland!» Dass ihm so einer in seine Affären reinquatschte, machte ihn doppelt wütend.

**Ihr Vater verbannte Sie für ein Jahr in die USA. Als Sie zurückkamen, schickte er Ihnen einen Einschreibbrief: «Lieber Hubert! Deine Brüder und ich sind uns einig, dass du für die Geschäfte dieser Welt nicht gemacht bist. Wir sind der Meinung, du solltest eine Kunstgalerie aufmachen. Dafür erhältst du fünf Millionen Mark, womit dann deine Ansprüche an die Firma erloschen wären.» Haben Sie überlegt, den Deal anzunehmen?**

Eine Kunstgalerie? Um Gottes willen! Ich wollte Verleger werden. Aber ich kann verstehen, dass ich für meinen Vater und meine Brüder wahnsinnig schwer zu vermitteln war. Ich war ein komischer Vogel und körperlich nicht privilegiert. Ich war nicht wie Claus Jacobi der 1,85-Typ, der auf Sylt auftritt, und alle liegen ihm zu Füßen und sagen: «Umwerfend! Hinreissend!»

**Sie sind 1,70 Meter gross. Wäre Ihr Leben anders verlaufen, wenn Sie 1,85 gross wären?**

Grossgewachsene Menschen müssen nicht den Ehrgeiz entwickeln, hoch zu springen. Es kann ein schweres Handicap sein, 1,85 gross zu sein und saugut auszusehen. Wenn du es dann nicht schaffst im Leben, wunderst du dich umso mehr. Ich habe einem Reporter mal das Thema gegeben: die Tragik des älter

werdenden, gutaussehenden Mannes. Da kenne ich Beispiel um Beispiel. Die hatten es alle zu leicht. Denen fehlte die innere Kraft und der Biss.

**Der Schriftsteller Peter Handke, einer Ihrer intimsten Freunde, sagt: «Ich habe noch nie einen so einsamen Menschen erlebt wie Hubert Anfang der siebziger Jahre.»**

Es war alles zerbrochen, alles. Ich hatte ja nicht nur mit *M Mist* gebaut. Helmut Markwort, mein Alter Ego zu dem Zeitpunkt, verliess Burda und ging zum Gong-Verlag. Und die Christa [seine Frau], damals sehr links, verliess mich und ging mit Uwe Brandner auf und davon, um Filme zu machen. Das Einzige, was mich überleben liess, war ein Song von Simon & Garfunkel, den ich immerzu hörte: «I am a rock, I am an island. I have my books and my poetry to protect me.»

**Vor was sollten Bücher und Poesie Sie beschützen?**

Ich war damals oft in Sankt Moritz und Saint-Tropez und war in Gefahr, in diese Welt der reichen Erben abzustürzen. Aber in mir war etwas drin, was rausmusste. 1976 war der Vater dann grosszügig genug, diesem gescheiterten Vogel mit seinen 34 Jahren die *Bunte* zu geben. Sie war sein absolutes Lieblingskind.

**Die *Bunte* erschien damals in Offenburg und war ein Oma-Blatt, in dem Redaktoren nahe der Pensionsgrenze Märchen über gekrönte Häupter schrieben.**

Als es hiess, der gescheiterte Hubert gehe in die Provinz und mache die *Bunte*, habe ich innerhalb kürzester Zeit fast alle meine Freunde verloren. Für sie war es das Lausigste, was du tun konntest.

**Wie kamen Sie bei der *Bunte*-Mannschaft an?**

Nach der ersten Woche hat die Redaktion gestreikt. Nach vier Wochen war der Machtkampf zu meinen Gunsten entschieden.

**Der Spagat zwischen Handke und Heino ist seither eins Ihrer Lebensthemen. Hat Sie erst die Begegnung mit Andy Warhol von Ihrem Komplex befreit, bloss der Verleger von *low-brow*-Heften zu sein?**

Da ist was dran. 1973 habe ich Warhol nach Offenburg eingeladen, weil ich meinem Vater zum 70. Geburtstag Porträts der Familie schenken wollte. Die sechs Bilder kosteten zusammen 50 000 Mark. Danach habe ich Warhol öfter in seiner Factory in New York besucht. Anders als viele meiner linken Freunde verachtete er die Massenmedien nicht. Weil er den *clash* von *high* und *low* spannend fand, wurde er für mich zur Symbolfigur dafür, dass die Welt der Illustrierten und die Welt der Kunst und Literatur nicht unvereinbar sind. Man kann in beiden Welten leben, ohne die eine gegen die andere ausspielen zu müssen. Mein neues

Evangelium hiess: *Media is art*. Es war die Lektüre von Warhols Zeitschrift *Interview*, die mich darauf brachte, aus der *Bunten* ein modernes People-Magazin zu machen.

**Sie waren zwölf Jahre lang Chefredaktor der *Bunten*. Als ein aus einer südbadischen Kleinstadt stammender Medienmilliardär 1991 die 26 Jahre jüngere Grossnichte des legendären Dirigenten Wilhelm Furtwängler, die er als 19-jährige Medizinstudentin in Frankreich erobert hatte, heiratet – welche Zeile hätten Sie zu dieser Traumhochzeit aufs Cover gehoben?**

Wahrscheinlich hätte ich meine Mutter zitiert: «Das gibt eine Katastrophe!»

**Ihre Mutter war von der Vermählung mit Maria Furtwängler nicht begeistert?**

Nach dem Standesamt sind wir zu Fuss durch den Englischen Garten zum Essen gegangen. Maria wollte ja nichts Grosses, keine Kutsche,

---

**«Im Grunde war meine Mutter gegen alle Frauen, die ich anbrachte.»**

---

nichts. Meine Mutter kam im Auto hinterher. So richtige Hochzeitseuphorie ist dann nicht entstanden, es knallten keine Sektkorken. Die Mutter und die Maria haben sich erst ganz zum Schluss verstanden. Im Grunde war meine Mutter gegen alle Frauen, die ich anbrachte.

**Sie waren ihr Liebling, ihr «Schniggo».**

Als die Mutter tot war, haben die Frauen eingesehen, wie aussergewöhnlich sie war. Das muss man sich vorstellen: Tochter eines Offenburger Eisenbahners aus der grauen Gaswerkstrasse. Obere Unterschicht, maximal. Fliegt von der Klosterschule, weil die Schwes-



ter Oberin sagt: «Deine genagelten Schuhe sind zu laut auf den Gängen. Wenn deine Mutter kein Geld für Ledersohlen hat, dann hau ab!» Und plötzlich rast diese Frau nach oben! Trifft sich mit Frau Gorbatschow, weil sie ein Credo hat: «Ich will, dass die Arbeiterin schön aussieht.» Frau Gorbatschow geht zu ihrem Mann und sagt: «Du kannst die Russinnen nicht so entsetzlich rumlaufen lassen. Wir brauchen die Schnitte von *Burda Moden*.» Am Ende die Krönung: weltweit 25 Millionen verkaufte Hefte.

**Als Sie 1993 den *Focus* gründeten, wurde Ihnen fast einstimmig prophezeit, Sie würden ein Fiasko erleiden, mit dem Sie den gesamten Verlag aufs Spiel setzten. *Spiegel*-Gründer Rudolf Augstein rief Ihnen bei einem Treffen in Hamburg nach: «Hubert, wenn du mal gar nichts mehr hast, zu mir kannst du kommen, da kriegst du immer was zu essen.»**

Das war bei einem Mittagessen im «Mühlenskamper Fährhaus». Unser Verhältnis hatte sich inzwischen verändert. Rudolf war zwei, drei Wochen im Jahr in St. Moritz und wohnte mit Gisela Stelly...

**... seiner vierten Frau ...**

... schräg gegenüber von meinem Haus. Wir sind oft spazieren gegangen, oder ich ging zu ihnen. Der Sohn Julian lag auf dem Boden und krabbelte herum. Dass ich den *Focus* machen wollte, nahm Rudolf mit Humor, denn er war vollkommen überzeugt, dass ich das Ding an die Wand fahre. Er wusste, mir würde keine Bank Geld leihen, weil ich mit der Einstellung der *Super!*-Zeitung gerade sieben Millionen Mark verloren hatte. Dann kam auch noch die Hypo-Bank und kündigte meinen Fünfzig-Millionen-Kredit. Im Grunde war das mein Aus. Es gab Morgen, an denen ich nicht wusste, wie ich den Tag überleben sollte. Aber weil ich vom *Focus*-Projekt vollkommen überzeugt war, habe ich schliesslich unser Münchner Verlagsgebäude verkauft. Fortan hatte ich nur eine Sorge: dass Markwort zur Tür reinkommt und sagt: «Dr. Burda, lassen Sie's mit dem *Focus* lieber bleiben.»

***Super!* war ein Gemeinschaftsprojekt mit Rupert Murdoch. Als der sich Hals über Kopf zurückzog, liess er Sie auf den Kosten sitzen.**

Über *Super!* rede ich nicht – aber lustig ist ja, dass ich Anfang 1991 mit Murdoch Taxi gefahren bin und er nicht einmal mehr das Geld hatte, den Fahrer zu bezahlen. Das war der Mann, der heute die Medienwelt beherrscht. Als wir uns vor drei Jahren beim Weltwirtschaftsforum in Davos über den Weg liefen, deutete er auf mich und sagte zu seiner Frau: «Wendi, this is my best friend ever!» Ich habe gedacht, ja, für sieben Millionen kann man so was sagen. Das ist die teuerste Freundschaft meines Lebens.

**Der *Zeit*-Verleger Gerd Bucerius verhöhnnte Sie wegen Zeitschriften wie *Freizeit-Revue* als «Rheumadecken-Verleger», *Stern*-Chef-**



redaktoren pflegten von Ihnen als «Hub-sie» zu sprechen. Kränkte Sie der Spott?

Aus Hamburger Sicht war ich lange eine Quantité négligeable, der Schwarzwald-Springerle. Natürlich war diese Herablassung verletzend, wenn man auf Sylt an der Cocktailbar stand, aber ich habe davon profitiert, unterschätzt zu werden. Der Bucerius war ein extrem komplizierter Charakter, aber wir fingen schon Ende der Sechziger an, uns prächtig zu verstehen. Nach meiner M-Katastrophe wollte er mich adoptieren. Er kam zu meinem Vater und sagte: «Sie haben drei Söhne, ich habe keinen. Geben Sie mir doch Ihren Jüngsten.» Mein Vater antwortete: «Sie haben ja einen Vogel! Den Kleinen brauche ich.»

Sie haben das Unternehmen Ihres Vaters zu imposanter Grösse geführt. Als Sie bei Burda die Nummer eins wurden, gab es im Verlag zehn Zeitschriften, die Umsatzrendite des Unternehmens betrug gerade mal 0,6 Prozent. Heute veröffentlichen Sie 350 Zeitschriften, beschäftigen 10 000 Menschen und machen 2,7 Milliarden Euro Umsatz im Jahr.

Das beweist eigentlich nichts. Vielleicht ist mir sogar wichtiger, was mein Freund Peter Handke von mir hält. Der kann Sie nämlich so was von versenken: «Blas dich nicht so auf! Jetzt redest du wieder eine halbe Stunde lang nur von dir!» Sie müssen Freunde haben – inklusive der Ehefrau –, die Sie korrigieren.

Wer zeigt Ihnen gegenüber den grössten Widerspruchsgeist?

Maria, Handke, Markwort – und Paul-Bernhard Kallen, der Vorsitzende unseres Vorstands.

Peter Handke, Ihr Trauzeuge bei der Hochzeit mit Maria Furtwängler, haben Sie 1968 kennengelernt. Über Ihre Beziehung sagen Sie: «Ich denke, dem Handke ging ich am Anfang ziemlich auf die Nerven. Ich konnte nicht mithalten mit Freunden wie Wim Wenders und Peter Stein. Ich war für die alle vornehmlich dieser Illustrierten-Heini. Ich habe dann den Handke lange Zeit umworben, wie eine Frau. Erst seit ein paar Jahren ist es zwischen uns so, dass wir gleich und symmetrisch sind.» Was haben sich ein Medien-Tycoon und ein scheuer, weltabgewandter Poet zu sagen, der keinen Computer besitzt, mit der Aussenwelt per Fax kommuniziert und sich in Gesellschaft «wie in einen gläsernen Berg eingeschlossen» fühlt?

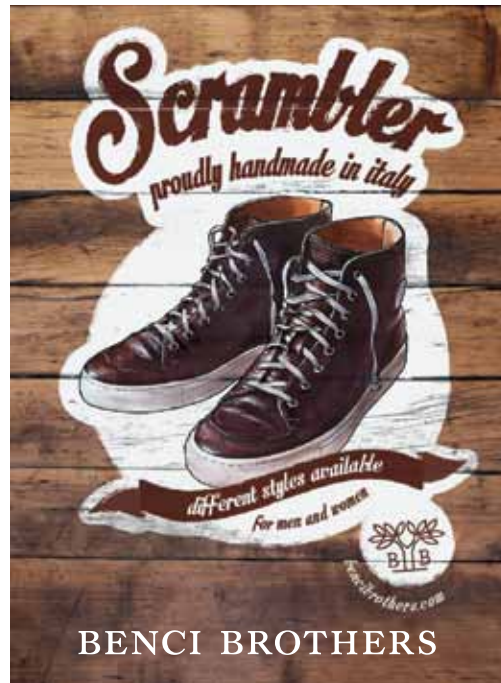
Es gibt niemanden, der einen besser schauen und staunen lehrt als der Peter. Der grösste Feind des Lebendigen ist die Routine: «Kenn ich schon, weiss ich schon» – deine Urteile sind fertig. Das ist der Tod. Die Welt muss immer wieder fremd werden für dich – und dann kippt sie um. Was

Handke «Umsprungsbilder» nennt, ist das, was ich im Leben suche. Gelingt diese Suche, bin ich glücklich. Ausserdem verdanke ich dem Peter, dass ich nicht längst einen Herzinfarkt hatte. Seit ich 1979 seine Erzählung «Langsame Heimkehr» gelesen habe, versuche ich, mein Leben zu dezelerieren, heute würde man sagen: zu entschleunigen.

Sie haben Ihren Freund mit Menschen wie Gianni Agnelli und Liz Taylor zusammengebracht. Wie verhält sich Handke in solchen Situationen?

In der ersten halben Stunde hält er sich schweigend die Hand vors Gesicht. Aber wenn er dann Grünen Veltliner getrunken hat, hört er gar nicht mehr auf zu reden. Wegen des vielen Veltliners sind unsere Treffen für mich immer mit einer Gewichtszunahme verbunden.

Vor fünf Jahren haben Sie sich aus dem Tagesgeschäft zurückgezogen, angeblich weil



Ihr Sohn sagte: «Papa, das wird nichts, wenn du so weitermachst. Du kriegst nichts mehr mit, du pennst.» Sie sollen daraufhin sofort zu Ihrem Finanzvorstand Paul-Bernhard Kallen mit dem Satz gegangen sein: «Bernie, Sie führen ab jetzt den Laden. Mein Sohn meint, ich sei zu alt.»

Da ist ein grosser Kern Wahrheit dran. Als Facebook kam, wusste ich: Meine Generation ist vorbei. Diese Likes waren eine Lachnummer für mich. Weil ich Facebook nicht benutzt habe, habe ich den Anschluss an alles verloren, was danach kam, von Instagram über Pinterest bis Snapchat. Ich habe auch keine Ahnung, wer Xing erfunden hat, obwohl uns das Unternehmen mehrheitlich gehört. Deshalb halte ich mich aus dem Thema Internetfirmen und neue Technologien raus. Mein Sohn kennt sich da besser aus als ich.

Ihr Sohn Jacob, 24, hat Wirtschaft und Philosophie studiert, zurzeit studiert er in England Kulturwissenschaft. Ihre Tochter Elisabeth, 22, hat in Cambridge Kunstgeschichte studiert und ist zurzeit an einer Musikhochschule in Kalifornien. Signalisieren die beiden Interesse, in absehbarer Zeit den Verlag zu führen?

Den Kindern gehören 49 Prozent der Hubert Burda Media, und mein Eindruck ist, dass beide ernsthafte Gedanken haben, in das Unternehmen zu gehen. Die Lisa hat ein Gespür dafür, wie man Geschichten journalistisch erzählt, und kennt sich in Redaktionen aus. Sie lacht immer noch über das Interview, das Papa mal mit Michael Jackson geführt hat. Jacob hat seinen Master über Heidegger und dessen Beziehung zur Technologie gemacht und ist gescheit im Geschäftlichen. Er steht mit einem Bein im Silicon Valley und ist mit einigen der dortigen hot shots befreundet. Einmal im Jahr lässt er die Burschen Lederhosen anziehen und nimmt sie mit aufs Oktoberfest. Das ist für die Boys der Höhepunkt des Jahres.

Wer Sie in den letzten zwei, drei Jahren gefragt hat, was Sie im Innersten beschäftigt, bekam zur Antwort: «sterben lernen.»

Das ist die einzige Weisheit, die man im Leben erreichen kann. Die eigentliche Lebenskunst ist, dass dein Leben nicht auf der Intensivstation endet, sondern mit einer Überfahrt. Für diese Überfahrt musst du dich vorbereiten. Ich fülle mich mit Bildern und Poesie auf, um Proviant für das andere Ufer zu haben, wie es der Lyriker Antonio Machado einmal genannt hat: «amarrada tu barca a otra ribera». Der tiefste Reichtum der Kunst ist, dass sie ständig mit dem Gedanken an Tod und Unsterblichkeit spielt. Lorrain, Poussin, Giorgione, Matisse: Deren Bilder sind vorweggenommene Paradiese, die herrlichsten Utopien, zu denen wir Menschen fähig sind. Ob die zutreffen oder nicht, I don't care. Oder nehmen Sie die Musik. Heute morgen beim Frühsport mit meinem Coach habe ich die 4. Ouvertüre von Bach gehört. Diese Oboe und dann das Continuo. Boah! Wie gewaltig, wie heilig! Da kann man nur dankbar werden.

Der Schriftsteller Karl Julius Weber wählte als seine Grabinschrift: «Hier liegen meine Gebeine, ich wollte, es wären deine.» Ihr Freund Handke mag es kürzer: «Bin hinten.» Auf welche Inschrift fällt Ihre Wahl?

Plus ultra! Immer weiter!

Der Verleger Hubert Burda, 75, ist seit 1991 mit der deutschen Ärztin und Schauspielerin Maria Furtwängler verheiratet. Burda ist Eigentümer der Hubert Burda Media, die unter anderem Focus und Bunte herausgibt. Er ist nach Friede Springer der zweitreichste Verleger Deutschlands.

# Wachsen mit Winston

Der Londoner Bürgermeister Boris Johnson hat ein aufsehenerregendes Buch über Winston Churchill geschrieben. Nicht ohne Kalkül – die süffige Eloge liest sich, als laufe sich Johnson um das historische Monument herum warm für den Sprung ins höchste Staatsamt. *Von Werner Vogt*

Winston Churchill war ein Mann, der praktisch jeden Rekord brach: Zwischen 20 und 25 nahm er als Soldat oder Kriegskorrespondent an fünf Kriegen auf vier Kontinenten teil. Danach folgten 63 Jahre in der Politik, zu Beginn, zwischendurch und am Ende als Parlamentarier, vor allem aber in acht verschiedenen Ministerämtern und zwei Perioden als Premierminister. Nebenbei schrieb er mehr als Charles Dickens und William Shakespeare zusammengerechnet, bekam dafür den Literaturnobelpreis, und noch ganz nebenbei malte er fast 600 Ölbilder in einer Qualität, die heute auf Auktionen immerhin 500 000 bis eine Million Pfund pro Stück holen. So erstaunt es nicht, dass auch die grösste Biografie aller Zeiten (acht Textbände und siebzehn Quellenbände zu teils mehr als tausend Seiten) über den britischen Kriegspremier geschrieben wurde. Daneben gibt es Tausende von dicken Wälzern und konzisen Studien über den grössten Briten sicher des 20. Jahrhunderts, wenn nicht der Neuzeit.

Weshalb sollte man also Boris Johnsons Buch «The Churchill Factor – How One Man Made History» lesen? Um es vorwegzunehmen: nicht weil der Londoner Bürgermeister das Churchill-Bild revolutioniert. Lesenswert ist das Buch in erster Linie, weil der ehemalige Journalist Johnson zielsicher wie die Honigbiene im Frühsommer Blüten in und um Churchills Geschichte anfliegt und deren Nektar sorgsam extrahiert. Der Reiz des Buches ist aber noch ein anderer: Obwohl im klassischen politischen Journalismus beheimatet – der junge Johnson war Brüsseler Korrespondent des *Daily Telegraph*, später Chefredaktor des *Spectator* –, schreibt er wie ein preisgekrönter Boulevardjournalist: er quantifiziert, er visualisiert, er kontextualisiert – vor allem aber vereinfacht, emotionalisiert und wenn nötig skandalisiert er. Angehörige des House of Lords (zur Kriegszeit) als «Kapitulationsaffen» zu bezeichnen, ist ebenso respektlos wie lustig, haben die damaligen «Primaten» das Zeitliche doch schon längst gesegnet.

## Churchill 2.0

Die popularisierende Darstellung Winston Churchills, welche die historische Grossfigur des 20. Jahrhunderts beim heutigen Breitenpublikum fassbar macht, hat durchaus ihre Daseinsberechtigung. Eine Kostprobe: «Churchill spricht für all diejenigen, die besorgt waren darüber, ob sie die Erwartungen ihrer Eltern je erfüllen könnten, für alle, die sich je als Ver-

sager gefühlt haben, für alle, die mit Depressionen gekämpft haben, für alle, die mehr gegessen, getrunken und geraucht haben, als für ihre Gesundheit vielleicht nötig gewesen wäre, und für alle, die je gegen alle Widrigkeiten etwas erreichen wollten. – Addiert man all diese Kategorien, so kommen sehr viele Menschen zusammen.» Es wundert nicht wirklich, dass der umtriebige Bürgermeister auch gleich noch eine App ins Leben gerufen hat, mit der man testen kann, ob man wie Churchill denken kann ([Thinklikechurchill.com](http://Thinklikechurchill.com)). Dass die Applikation ausschliesslich für Apple-Geräte gemacht wurde, ist wiederum nicht ganz nachvollziehbar. Aber so viel ist sicher: Auch die Generation Y hat nun ihren Churchill 2.0.

Den grossen Vorbehalt, den man bei geschichtsschreibenden Politikern generell anbringen muss, ist, ganz banal, die eigene

## Johnson weiss, dass er durch seine Nonchalance bei vielen Briten punkten kann.

persönliche und politische Agenda. Das war schon bei Winston Churchill so. Seine sechsbändige Geschichte des Zweiten Weltkriegs ist voller Rücksichtnahmen gegenüber den USA. Dies ist wenig erstaunlich, wenn man bedenkt, dass das voluminöse Werk im Wesentlichen entstand, als Churchill zwischen 1945 und 1951 als Oppositionsführer noch einmal die Macht erringen wollte und dies schliesslich auch schaffte. 1953 wurde Dwight D. Eisenhower, der Oberkommandierende der Operation «Overlord» (Landung in der Normandie, 6. Juni 1944) Präsident der Vereinigten Staaten. Churchill war zum zweiten Mal Premier. Da wäre es doch peinlich gewesen, wenn Churchill «Ikes» Vorgänger Franklin D. Roosevelt kritisiert hätte.

Boris Johnson wiederum kann man zu seinem Churchill-Buch vorwerfen, dass er Churchills Haltung gegenüber dem Nachkriegseuropa verwässert. Wie er schreibt, seien die Europhilen und die Euroskeptiker befugt, Churchill für ihre Zwecke zu beanspruchen. Dies stimmt so nicht. Ja, Churchill wollte ein vereinigtes Europa mit einem starken, entnazifizierten und mit Frankreich ausgesöhnten Deutschland. Er hatte prinzipiell auch nichts gegen supranationale Strukturen eines solchen künftigen Europas – aber immer unter der Voraussetzung, dass Grossbritannien nur in einer

Patenrolle und keineswegs in einer Vaterrolle für das politische Kind sei. Diese Unschärfe des sonst so scharfsinnigen Johnson erstaunt. Aber auch wiederum nur bedingt, wenn man bedenkt, dass sein Mandat in London gerade rechtzeitig ausläuft, um sich vielleicht als Premierministerkandidat zu positionieren. Sollte das Buch «The Churchill Factor» wohl besser «The Johnson Factor» heissen? – Dies ist nicht auszuschliessen, dies wären dann «Kletterübungen im britischen Mount Rushmore».

## «Britzerland»

Europa und die EU sind ein Thema, das Johnson mit der gleichen Subtilität und Abgeschlagenheit beackert wie einst Churchill. Seine prägenden Jahre waren sicherlich die Zeit als Korrespondent des konservativen *Daily Telegraph* im Brüssel Jacques Delors'. Hier liess Johnson eine Bombe nach der anderen detonieren mit seinen Angriffen gegen den Zentralismus der EU. Noch heute erinnert er mit diebischer Freude daran, dass die Dänen einen Anti-Brüssel-Leitartikel auf der Strasse schwenkten, bevor sie an der Urne Nein zum Vertrag von Maastricht sagten.

Originell auch seine Idee eines «Britzerland» – einer Verbindung zwischen London und Bern, in der man die Vorteile des Freihandels in Europa geniesst, gleichzeitig aber ein Bollwerk gegen den supranationalen Drive von Brüssel aufbaut (*Weltwoche*-Ausgabe 51/52.12). Bei all diesen Ideen ist aber eines sicher: Johnson verhält sich wie ein gewiefter Trader, der seine Positionen aufbaut und sie gut *hedges*. Er weiss genau, dass er mit einer grobschlächtigen Position der United Kingdom Independence Party (Ukip) nie an die Spitze der konservativen Partei käme.

Gleichzeitig versprüht Johnson Frivoles, ja Rüpelhaftes. Als Prinz Harry 2012 in Las Vegas splinternackt Billard spielte – dies in Anwesenheit von ebenfalls textilfreien Frauen – meinte Boris: «Ich denke, es wäre erbärmlich, wenn ein Kerl in Las Vegas nicht etwas Spass haben dürfte. Der wirkliche Skandal wäre, wenn einer diesen weiten Weg auf sich genommen hätte, ohne etwas über die Schnur zu hauen, dazu noch auf so triviale Weise.» Johnson, der in Oxford klassische Altertumswissenschaft studiert hat und noch heute mit Latein brilliert, versprüht den Charme des grossen Buben, der weiss, dass er mit vielem davonkommt – ja gerade durch seine Nonchalance bei vielen Briten punkten kann.



Verprüht etwas Frivoles, ja Rüpelhaftes: Bürgermeister Johnson.

Wenn man Johnsons Buch liest, kommt man relativ schnell zum Schluss, dass da der Autor eben gerade deshalb mit einem derartigen *feu sacré* schrieb, weil er mit seinem Studienobjekt vieles gemeinsam hat:

— Die noble Herkunft: Churchill stammt aus der Familie des Duke of Marlborough (Sieger im Spanischen Erbfolgekrieg), Johnson ist entfernt verwandt mit Königin Elisabeth II.

— Der multikulturelle Hintergrund: Winstons Mutter war Amerikanerin, Boris ist britisch-amerikanischer Doppelbürger; zudem war sein Ururgrossvater Minister in der Türkei

— Die Passion für Politik und das Talent, sich in ihr zu bewegen

— Die spielerisch gehandhabte europhile und gleichzeitig euroskeptische Haltung

— Die Meisterschaft im Schreiben

— Die ausserordentlichen rhetorischen Fähigkeiten

— Der Drang, beziehungsweise der Zwang zur Selbstinszenierung ohne die geringste Angst vor Fettnäpfchen, Peinlichkeiten oder Provokationen irgendwelcher Art

— Die absolute Selbstverständlichkeit der Bedeutung des eigenen Egos

— *Last but not least*: Winston war *vulgo dicto* eine Rampensau, und Boris ist es noch viel mehr.

Trotz etlicher Gemeinsamkeiten ist Johnson aber nicht annähernd ein Klon von Churchill. Wo Churchill ein Schulversager war, ist sein jüngster Biograf Absolvent der Eliteuniversität Oxford und war daselbst als Student in den elitärsten Zirkeln tätig, was der Engländer schon nach einem Satz heraushört, wenn Boris redet. Churchill wiederum eignete sich sein immenses Wissen in mühsamster Anstrengung als Autodidakt an. Sodann fehlt Johnson die militärische Erfahrung, die Abenteuerlust und der Todesmut von Churchill. Fairerweise muss man sagen, dass Grossbritannien den obligatorischen Militärdienst abschaffte, bevor Johnson geboren wurde.

Ausserdem gibt es definitiv markante Unterschiede im Stil. Churchills Bekleidungsstil war klassisch – bis museal – oder als Gegensatz dazu vollkommen extravagant: So gibt es dieses

berühmte Bild von Churchill im grauen Kombi, darüber trug er einen Morgenrock mit chinesischen Drachen, daneben der indigniert blickende General Eisenhower in tadelloser Uniform.

Churchills Auftreten gebar automatisch eine gewisse Autorität. Das Clowneske war bei ihm verbal. Nicht so bei Johnson. Der fährt in zu engen Anzügen Velo (er schätzt offensichtlich das britische Bier und steht nicht auf Light-Produkte), telefoniert dabei noch – notabene ohne Knopf im Ohr – am Handy und greift sich am Fernsehen ständig – und sicher so einstudiert – in den blonden Schopf. Wenn man ihn aus Distanz betrachtet, sieht er aus wie eine Mischung aus einem alterndem Bandmitglied von Elton John und einem Punkrocker der achtziger Jahre, der durch die Zeitmaschine spediert wurde.

Aber Alexander Boris de Pfeffel Johnson, wie er mit vollständigem Namen heisst, ist erst fünfzig Jahre alt. Winston Leonard Spencer-Churchill war 65 Jahre alt, als er 1940 Premierminister wurde. Insofern hat der umtriebige Altphilologe aus Oxford noch etwas Zeit für den Aufstieg ins höchste Amt. ○

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Birdman</b>	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
2	<b>Iraqi Odyssey</b>	★★★★☆
	Regie: Samir	
3	<b>American Sniper</b>	★★★★☆
	Regie: Clint Eastwood	
4	<b>Whiplash</b>	★★★★☆
	Regie: Damien Chazelle	
5	<b>Dora oder Die sexuellen...</b>	★★★★☆
	Regie: Stina Werenfels	
6	<b>Selma</b>	★★★★☆
	Regie: Ava DuVernay	
7	<b>The Imitation Game</b>	★★★★☆
	Regie: Morten Tyldum	
8	<b>Chappie</b>	★★★☆☆
	Regie: Neill Blomkamp	
9	<b>Still Alice</b>	★★★★☆
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
10	<b>Samba</b>	★★★☆☆
	Regie: Eric Toledano / Olivier Nakache	

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>American Sniper</b>	22 291
	Regie: Clint Eastwood	
2 (-)	<b>Focus</b>	15 770
	Regie: John Requa, Glenn Ficarra	
3 (2)	<b>Fifty Shades of Grey</b>	15 630
	Regie: Sam Taylor-Johnson	
4 (3)	<b>Samba</b>	11 969
	Regie: Eric Toledano, Olivier Nakache	
5 (4)	<b>Honig im Kopf</b>	8 013
	Regie: Til Schweiger	
6 (-)	<b>Still Alice</b>	7 621
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
7 (5)	<b>Traumfrauen</b>	7 454
	Regie: Anika Decker	
8 (-)	<b>Chappie</b>	5 208
	Regie: Neill Blomkamp	
9 (8)	<b>John Wick</b>	3 674
	Regie: David Leitch, Chad Stahelski	
10 (7)	<b>Asterix: Le domaine des dieux (3-D)</b>	3 280
	Regie: Alexandre Astier, Louis Clichy	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Northmen – A Viking Saga</b> (Ascot Elite)
2 (1)	<b>The Equalizer</b> (Sony)
3 (2)	<b>Dracula Untold</b> (Universal)
4 (3)	<b>Maze Runner</b> (Fox)
5 (-)	<b>Der Richter – Recht oder Ehre</b> (Warner)
6 (-)	<b>The November Man</b> (Ascot Elite)
7 (5)	<b>Lucy</b> (Universal)
8 (-)	<b>Dying of the Light</b> (Impuls)
9 (4)	<b>Mein Freund, der Delfin 2</b> (Warner)
10 (7)	<b>Gone Girl</b> (Fox)

Quelle: Media Control



Kindertrotz: «Dancing Arabs».

### Kino

## Wissen, mit wem man tanzt

Ein palästinensischer Junge findet in einem israelischen Internat zu seiner Überlebensidentität. «Dancing Arabs» ist von bitterem Sarkasmus. Von Wolfram Knorr

Eyad wollte sich nicht unterkriegen lassen, nicht unterwerfen lassen – er setzte sich Täuschungen aus. Als kleiner Junge beharrte er trotzig darauf, sein Vater sei Terrorist, als die Schulklasse nach den Berufen der Väter gefragt wurde. Der Lehrer korrigierte ihn, dass er «Erntehelfer» sei; nein, «Terrorist». Auch Schläge auf die Hand konnten ihn nicht zum Einlenken bringen. Eyad und seine Familie sind Palästinenser, die in Israel, in Jerusalem, leben. Und weil der Junge begabt ist, hat der Vater viel mit ihm vor, um ihm eine Zukunft als «Erntehelfer» zu ersparen. Dank seiner Leistung darf der inzwischen halbwüchsige Eyad nämlich auf ein renommiertes jüdisches Internat, als einziger Palästinenser! Und der Papa ist stolz und zahlt.

Doch in der Schule wird Eyad ausgegrenzt und auf einmal mit Fragen zur Identität konfrontiert. Es wird gespottet über ihn, er möchte zurück in die Familie, wo die Gleichung seines Lebens ungestört bleibt, wo er sich nicht mit Kompromissen und Anpassung wie Schilf im Wind wiegen und biegen muss. Doch dann verliebt er sich in die Mitschülerin Naomi und lernt Jonathan kennen, der an tödlicher Muskelatrophie leidet. Während Naomis Familie ihr bald jeglichen Kontakt zu Eyad untersagt, ist Jonathans Mutter dankbar für seine Unterstützung. Als ihr Junge stirbt, wird Eyad zum

Ersatzsohn. Das richtige Leben ist alles andere als im Gleichgewicht und kann nur mit straffen ethnischen, religiösen, sozialen Zuordnungen und Abgrenzungen einigermaßen in Balance gehalten werden. Das ist die Lehre, die Eyad aus den Erfahrungen mit der Wirklichkeit zieht – und der Grund, weshalb er seine Identität wechselt.

«Dancing Arabs» von Eran Riklis («The Syrian Bride») geht auf den gleichnamigen Roman von Sayed Kashua zurück, einem arabisch-israelischen Bestsellerautor, der auch das Drehbuch schrieb und ein nicht unbedingt optimistisches Fazit aus dem offenbar unlösbaren Konflikt zwischen Israel und Palästina zieht: Um eine Zukunft zu haben, wird Eyad zum Israeli. Es ist von bitterem Sarkasmus, wenn Jonathans Mutter zusammen mit Eyad ihren Sohn nach arabischem Brauch beerdigt. Das Tückische an Riklis unaufgeregt erzählter Parabel ist die Samtpfotigkeit, mit der er seinen jugendlichen Helden mit den realen gesellschaftlichen Zuständen kollidieren lässt. Aus dem Kindertrotz («Terrorist!») ist stille, höfliche Zurückhaltung geworden. Im Internat ausgelacht, von der Freundin zu Heimlich-tuereien genötigt, auf den Strassen von Soldaten ruppig kontrolliert, vom kranken Freund geneckt, sucht Eyad die Risikovermeidung, als ginge es ihm um eine Kosten-Nutzen-Rech-

nung; dies nicht aber, um den grösstmöglichen Vorteil zu ziehen, sondern um seine Integrität zu wahren. Das ist nicht ohne Witz und von emotionaler Kraft. Mit dem Titel ist der Lebensstanz gemeint: «Man muss immer genau aufpassen, mit wem man tanzt» (Eran Riklis). In Krisenregionen ganz besonders. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Kingsman** — Matthew Vaughn hat mit seiner überdrehten Grotteske «Kick-Ass» (2010) höchst einfallsreich den Slapstick reanimiert und die immer rabulistischere Action Hollywoods ad absurdum geführt. Im jüngsten Jux geht es um den Geheimdienst. Vaughn griff sich wieder, wie in «Kick-Ass», als Vorlage einen Comic. Die Kingsmen sind Superspion und Harry Hart (Colin Firth) ist der superste. Bei der Anwerbung neuer Mitglieder schält sich der junge Eggsy (Taron Egerton) als besonders enthemmt heraus. Es gibt zahlreiche Gags und Anspielungen auf Bond & Co., aber so richtig will das Feuerwerk dann doch nicht knallen. ★★★★★



Besonders enthemmt: «Kingsman».

**Cinderella** — Die Gebrüder Grimm sind in der Traumfabrik in, ihre Märchen sind beliebte Vorlagen, auch wenn man sich natürlich nicht mehr sklavisch an sie hält («Snow White and The Huntsman», «Into the Woods»). Ausgerechnet das britische Shakespeare-Schwergewicht Kenneth Branagh («Hamlet») hat nun die

schöne Mär von Aschenputtel mit Cate Blanchett als hinreissend böse Stiefmutter verfilmt. Verwunderlich ist das eigentlich nicht, schliesslich hat Branagh schon mit zeitgenössischen Märchen bewiesen («Thor»), dass er sie schätzt. In «Cinderella» zieht er alle Register, um mit dem Uraltmärchen Jung und Alt noch mal so richtig nach Strich und Faden zu verzaubern. Da gelingen ihm, dank Kostüm, Dekor und Tricks, fantastische Szenen. Das ist «Camp» und, nach Susan Sontag, «keine natürliche Weise des Erlebens». Kino pur eben. ★★★★★



Ton und Stille: «La famille Bélier».

**La famille Bélier** — Geht's um Krankheiten oder Behinderungen, gibt's nicht nur Oscars («Still Alice»), auch an den Kassen werden solche Filme zu Rennern, seit Frankreich mit «Intouchables» einen gigantischen Hit landete. In der neuen Komödie – abermals ein Kassenschlager – ist fast eine ganze Familie taub, bis auf die Tochter. Da geht's zum Teil reichlich derb zu, aber auch einfallsreich. Wie hier mit der Gebärdensprache, dem Ton und der Stille gespielt wird, ist schon irre. Zu den Höhepunkten gehört ein Besuch beim Hausarzt, weil die Eltern sich eine Geschlechtskrankheit zugezogen haben und die sechzehnjährige Tochter die Sätze des Arztes gebärdensprachlich übersetzen muss. Das trifft in der pantomimischen Virtuosität das Zwerchfell. Betroffenheit ist hier ganz, ganz weit weg. ★★★★★

## Fragen Sie Knorr

**Der Riesenerfolg von «Fifty Shades of Grey» ist doch eine Bankrotterklärung der Filmkritik: Alle Medien haben ihn verrissen. Das hat aber niemanden davon abgehalten, sich den Film anzuschauen. B. S., Olten**



Die Kritik – ob Theater-, Literatur-, Kunst- oder Filmkritik – ist nicht dazu da, den Besuch eines Films zu verhindern. Kritiker sind keine Meinungspolizei, eine gruselige Vorstellung.

Rezensionen, wie vernichtend sie auch sein mögen, sind ein Regulativ, so etwas wie

«Kulturhygiene»; gerade wenn alles wie die Lemminge ins Kino rammelt. Kritikerurteile entspringen immer subjektiver Kenntnis und Erfahrung. Deshalb ist die subjektive Kritik, laut Egon Friedell, «die einzig objektive» und folglich interessant. Eine «Bankrotterklärung» ist die Diskrepanz zwischen Kritik und Kinobesuch von «Fifty Shades of Grey» mitnichten, eher eine Bestätigung. Überall fielen nach der ersten Woche die Besucherzahlen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Der verborgene Teil des Eisbergs

Von Peter Rüedi

Von Rudresh Mahanthappa, dem amerikanischen Altsaxofonisten indischer Herkunft, kommt das erstaunlichste Album seit langem. Einmal wegen der Qualität und Kohärenz seines Spiels und seiner vier Partner, unter denen zumal der Pianist Matt Mitchell eine veritable Entdeckung ist. Dann aber auch, weil die Affiche etwas ganz anderes erwarten lässt. «Bird Calls» ist nämlich keine Hommage an den grossen Charlie «Bird» Parker wie hundert andere. Mahanthappa buchstabiert nicht mit dem Zungenschlag des grossen Beboppers dessen wunderbare Erfindungen nach. Das wäre, wie viele von dessen stilistischen Nachfahren (allen voran Phil Woods) bewiesen haben, an sich schon ein anspruchsvolles Vergnügen. Er indessen sucht die Energie, die hinter den vertrauten licks und Klischees steckt, entdeckt die Lava unter dem erkalteten Gestein. Das ist ein geradezu bestürzender Vorgang. Dieser Saxofonist und seine Truppe treten, anhand ihres grössten Vertreters, den Beweis an, wie recht Keith Jarrett mit der Behauptung hatte, in seinem Potenzial sei der Bebop bis heute gerade zum kleinsten Teil entdeckt; unter der Spitze des Eisbergs würden neun Zehntel noch der kreativen Fortsetzung harren. Nichts Geringeres als die ist Mahanthappas Anliegen. Er geht, unterbrochen von fünf «Bird Calls» genannten Zwischenstücken, in acht Kompositionen zwar je von einem Parker-Original aus, aber nicht, indem er diese konventionell improvisatorisch, das heisst, vertikal-harmoniebezogen interpretieren würde: Er erfindet, mal von einer rhythmischen Struktur ausgehend, mal von einem Phrasendetail eines Parker-Solos, eigene Stücke ohne Patina, immer auf der Suche nach der Schönheit und dem Skandalon von Charlie Parkers cry, dieser besonderen Dringlichkeit und Expressivität. Die Band ist superb, das Album eine Sensation. Die Rhythmusgruppe ohnehin (neben Mitchell am Piano François Moutin am Bass und Rudy Royston am Schlagzeug), aber auch der Trompeter Adam O'Farrill ist mit Mahanthappa ein Paar wie Don Cherry und Ornette. (Die man beide ja auch als Parker-Fortsetzer sehen beziehungsweise hören darf.)



Rudresh Mahanthappa:  
Bird Calls. ACT 9581-2

# In der Liebesfalle

Goldgräberstimmung beim Musikerpaar Lisa Berg und Dave Ruosch; Schriftsteller der anderen Art am Opernball. Von *Hildegard Schwaninger*



«Immer noch drin»: Pianist Ruosch, Sängerin Berg.

Die Chansonsängerin **Lisa Berg** und der Pianist **Dave Ruosch** feiern zwanzig Bühnenjahre und gehen auf Jubiläumstournee. Lisa Berg – schneeweisse Haut, erotisch-rauchige Stimme – ist eine waschechte Zürcherin, die in Wien lebt und im ganzen deutschsprachigen Raum Karriere macht. Sie ist in Fällanden aufgewachsen, Tochter des Immobilien-Multimillionärs **Albert Schellenberg**, der einst zum harten Kern des St. Moritzer Sets gehörte und heute, etwas gebrechlich, zurückgezogen lebt. Berg hat Jus studiert, ihre Doktorarbeit schrieb sie in Wien über «Bühnenrecht». Diese führte sie auch zum Theater. Als sie im Theater in der Josefstadt recherchierte, kriegte sie ihre erste Rolle (eine Darstellerin fiel aus) – **Greta Garbo**. Das spornte die Schweizerin mit dem feingeschnittenen Gesicht an, sie nahm Schauspielunterricht; bei **Topsy Küppers**, der Ex von **Georg Kreisler**, lernte sie die Kunst der Chansoninterpretation. Vor allem der Lieder von **Bertolt Brecht** und **Georg Kreisler**.

Vor zwanzig Jahren traf sie Dave Ruosch, Bündner Komponist und Pianist. Ihr erstes gemeinsames Programm hiess «Liebesfalle». Dave Ruosch, lakonisch: «Ich bin hineingetrampelt – und immer noch drin.» Seither sind sie ein Paar, Sohn **Otto** ist zehn Jahre alt.

Sie leben – ohne Trauschein – in Wien. Ruosch: «Lisa liebt Wien.» Lisa Berg ist eine attraktive Frau. Als sie erotische Lieder sang,

war ihre Mähne flammend rot, jetzt trägt sie die Haare naturhellbraun, sie nennt es «Schwamendinger-braun». Durch Wien bewegt sie sich mit dem Velo. Bei Wind und Wetter, einen dicken Mantel über dem Dolce-&-Gabbana-Kleid, die High Heels im Rucksack, fährt sie abends ins Burgtheater, in den Musikverein oder in die Staatsoper. Die Liedtexte, die sie schreibt, sind gesellschaftskritisch. 1999 fing das Künstlerpaar an, eigene Lieder zu komponieren (Musik: Ruosch, Texte: Berg). Ruosch hat am Konservatorium Zürich Komposition



Idee in der «Splendid»-Bar: Theatermann Pfaffen.

und Klavier studiert, heute ist er vor allem auf Jazz spezialisiert. 2012 hat er den Swiss Jazz Award gewonnen. Mit der Sängerin **Christina Jaccard**, mit der er seit 1989 aufgetreten ist.

Zwischen Lisa Berg und Christina Jaccard gab es kurzzeitig Zickenkrieg (natürlich um Dave Ruosch), aber mittlerweile stehen die beiden Sängerinnen auch gemeinsam auf der Bühne.

Ihr wichtigster Auftrittsort in Zürich ist die «Herzbaracke», das schwimmende Theater auf dem Zürichsee, für das **Federico Pfaffen** bei einem Drink zu viel in der «Splendid»-Bar die Idee kam. Die Tournee führt nach Zürich (Theater Rigiblick), Winterthur (Esse Musicbar), Rapperswil (Herzbaracke), Wien (Freie Bühne Wieden), Meilen («Hirschen am See»), Zürich (Frauenbadi). Ihre Welt sind die kleinen Bühnen, am liebsten maximal hundert Leute Publikum, «damit es intim bleibt, die Leute sollen jedes Wort vom Text verstehen».

Lisa Berg kann alles, um als Chansonnière ein Publikum zu fesseln. Auf privaten Partys ist sie ein Hit. Als der plastische Chirurg **Hermann Sailer** den European CEO Award for the Best Private Medical Health Care Provider bekam, machte der Professor ein Fest in seiner Garage, Lisa Berg sang Tanzmusik, und es fetzte. Einmal sang sie auch im Fonduetram.

Wie sieht es aus mit der Karriere nach zwanzig gemeinsamen Jahren? «Bei uns herrscht immer noch Goldgräberstimmung. Zurzeit warten zwölf Songs darauf, geschrieben zu werden.»



«Hello Mr. Rich!»: Ehepaar Beller.

**M**uss **Adolf Muschg** beleidigt sein, oder Mamüsiert ihn die neue Berufskollegin? Auf der Gästeliste des Zürcher Opernballs waren zwei Literaten aufgeführt. «Adolf Muschg, Schriftsteller» und «**Irina Beller**, Schriftstellerin». Muschg ist Stammgast am Opernball, Irina Beller inszeniert sich gern als Ballkönigin. Adolf Muschg thront zuoberst auf dem Olymp der Schweizer Literatur, Irina Beller hat mit «Hello Mr. Rich!» eine Art Anleitung zum Nuttigsein geschrieben. Zwei Welten, ein Beruf! Wer immer die VIP-Liste verfasste, wo er recht hat, hat er recht.

## Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

# Kirsche obendrauf

Die Psychotherapeutin Simone Feldbauer, 37, und Erni-CEO Rudolf Hausladen, 45, sind seit dreizehn Jahren verheiratet. Am gemeinsamen Glück backen sie weiter.



**Kniefall:** Ehepaar Hausladen-Feldbauer.

**Simone:** Karriere, Reisen, Freizeitgestaltung, Wocheneinkauf, Sportprogramm, Autokauf, Hausbau – all das planen viele Leute von langer Hand. Die Partnersuche sollte man ebenso systematisch angehen. So entstand die Idee zum Buch «Backe, backe Ehemann». Der wichtigste Grundsatz? Jeder hat eine zweite Chance verdient, und auch was anfänglich nicht vielversprechend aussieht, kann sich positiv entwickeln. Dass mein Mann und ich sehr gut zusammenpassen und wir vielleicht als Paar funktionieren könnten, war mir allerdings bereits nach einer Woche klar. Seither hat er mich nie im Stich gelassen. Wenn es in meinem Leben Schwierigkeiten gab, war er immer mein Fels in der Brandung.

**Rudolf:** Aus meiner Sicht ist es wichtig, dass man von Anfang an eine gemeinsame Vorstellung von der Zukunft als Paar entwickelt. Dabei sollte sich jeder Partner Gedanken darüber machen, was ihm im Leben wichtig und was nicht wichtig ist. Man könnte das auch als *personal mission statement* bezeichnen. Am Ende muss keine hundertprozentige Deckungsgleichheit, aber sollten doch gewisse Überschneidungen, Gemeinsamkeiten vorhanden sein. Deckungsgleichheit würde das Element der Diversifizierung vermissen lassen, das es beiden Partnern ermöglicht, über den Tellerrand zu blicken.

**Simone:** Gesprochen wie ein Manager. Für blumige Worte bin eben ich zuständig. An unserem fünften Jahrestag gönnten wir uns ein romantisches Dinner in unserem damaligen Lieblingsrestaurant. Ich hielt nach Blumen Ausschau und überlegte, in welcher Tasche er wohl den Ring versteckt halte. Tja, der Antrag blieb vorerst aus, und das Thema war für mich vertagt. Umso überraschter war ich, als mich zu Hause ein riesiger Strauss Rosen, ein Ring und ein Kniefall erwarteten. Ein halbes Jahr später haben wir ganz traditionell im Kreise unserer Familien und Freunde geheiratet.

**Rudolf:** Das war vor vielen Jahren: Jede lang dauernde Partnerschaft bietet eine Möglichkeit, um sich zu entwickeln: Letzten Endes sollten beide realisieren, dass weder einseitige Abhängigkeit noch Unabhängigkeit, sondern vielmehr gegenseitige Abhängigkeit, also Interdependenz, unterstützend wirkt. Wenn jeder der Partner realisiert, dass man gemeinsam weiter kommt als alleine, ist es meiner Meinung nach gut.

**Simone:** Die Liebe ermöglicht es uns auch, Risiken in Kauf zu nehmen. Wir sagen immer: «Was kann schon passieren? Wir haben uns und ein gesundes Kind.» Deshalb sind wir auch schon dreimal gemeinsam ausgewandert. Mit dem Bild eines gelungenen Backwerks: Zur Liebe gehören Zutaten, die sich ungeheuer langweilig anhören: Zuverlässigkeit, Toleranz, Freundlichkeit, Offenheit und Hilfsbereitschaft. Im Laufe eines Lebens kann man so mit einem Menschen langfristig glücklich sein. Für die Kirsche auf dem Tortenstück dürfen Abenteuerlust, Humor sowie ein wenig Verrücktheit und Spontaneität sorgen. Am liebsten jeden Tag.

**Rudolf:** Zur Haltbarkeit des Backwerks trägt aus meiner Sicht unbedingt bei, dass man im Leben kontinuierlich neue Impulse setzt und nutzt. Wenn die Beziehung stimmt, sind Kinder sicherlich ein weiterer Verstärker der Haltbarkeit. Sie schweissen einfach noch mehr zusammen. Das Backwerk wird allerdings verderben, wenn man immer nur eigene Interessen verfolgt und den Partner nicht so akzeptiert, wie er ist. Es geht um Geben und Nehmen, um ein ausgewogenes Miteinander.

Protokoll: Franziska K. Müller

**Simone Hausladen:** Backe, backe Ehemann. Südwestbuch. 252 S., Fr. 16.50

# Gratisfreiheit

Von Andreas Thiel — Was man geschenkt bekommt, verliert man schnell.

**Notter:** Warum kämpfst du gegen den Islam?

**Thiel:** Ich kämpfe nicht gegen den Islam, sondern gegen euch Opportunisten, die herausgefunden haben, dass es einfacher wäre, die Meinungsfreiheit einzuschränken, als sich den Herausforderungen des Islam zu stellen.

**Notter:** Eine Herausforderung wäre es doch, auf Kritik am Koran zu verzichten.

**Thiel:** Du willst die Herrschaft der schlechten Bücher?

**Notter:** Können 1,2 Milliarden Muslime irren?

**Thiel:** Weisst du, die meisten meiner Freunde sind links. Ich als Liberaler kann nichts mit euren linken Ideen anfangen. Es sind so viele Regimes angetreten, zu beweisen, dass der Sozialismus etwas Gutes sei. Jedes Mal hat es in der Katastrophe geendet. Und trotzdem gibt es immer noch Millionen von Sozialisten. Man kann sich natürlich fragen, ob sich so viele Sozialisten irren können. Ich als Liberaler denke: ja. Aber das hindert mich doch nicht daran, euch Linken zu mögen. Ihr habt nur das gleiche Problem wie viele Muslime. Ihr habt ein Toleranzproblem gegenüber Menschen, die eine andere Meinung haben.

**Notter:** Wenn du dir weiterhin die Freiheit nimmst, zu sagen, was du denkst, dann wirst du eines Tages erschossen.

**Thiel:** Wir haben die Freiheit erhalten, ohne dafür gekämpft zu haben. Diese Freiheit haben die Generationen vor uns erkämpft. Wir sollten sie pflegen und unversehrt der nächsten Generation weitergeben. Wenn wir die Freiheit zerstören, dann lebe ich als Satiriker vielleicht länger, aber der Schaden für die kommenden Generationen ist immens. Wenn hingegen ein Satiriker erschossen wird, dann ist der Verlust für die kommenden Generationen gering. Solange die Freiheit lebt.



**Andreas Thiel,** Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Süss und gross

Von Peter Rüedi



Die Liebhaber grosser Sauternes, der süssen, edelfaulen weissen Bordeaux, sind eine eingeschlossene kleine Gemeinde. Das ist ein Glück, denn es ist mit ein Grund, weshalb diese Spezialitäten über die Jahrzehnte auf einem, gemessen an anderen ersten Gewächsen der Gegend, erträglichen Preisniveau geblieben sind – einmal abgesehen vom mythischen Château d'Yquem. Aber selbst der bewegt sich, verglichen mit den erstklassierten Roten, noch in einem halbwegs gutbürgerlichen Rahmen, will sagen: Er nähert sich dem Preis für einen besseren Abend in der Oper mit Nachtessen zu zweit. Nicht nur für Diabetiker gehören Süssweine zu den eher riskanten Genüssen. Nicht zuletzt, weil die Unterscheidung zwischen nur Süßem (also Banalem) und grossen weissen Süssweinen ein minimales Training voraussetzt. Dann aber eröffnen sich Aromalandschaften, die mit dem Genuss sonstiger Weine wenig zu schaffen haben. Das beginnt schon damit, dass grosse Sauternes (oder deutsche Trockenbeereauslesen) eigentlich mit keinem Essen zu verheiraten sind, nicht einmal mit Gänseleber oder Roquefort. Sie sind sich selbst genug. Der exzentrische alte Bordeleser Schlossbesitzer, von dem Dürrenmatt berichtet, dass er sich nur noch von Austern und Château d'Yquem ernährte, war entweder ein Barbar oder ein Spinner (oder eine Erfindung Dürrenmatts). Yquem ist ja eine Ikone, mit der sich auch neureiche Etikettentrinker ausstatten. Aber schon bei der Kategorie knapp darunter (oder daneben) sind die Kenner unter sich: bei den Châteaux Climens, Rieussec, Lafaurie-Peyraguey et cetera. Und bei dem Wein, in dem manche den Dauphin unter den Sauternes sehen, dem Yquem-Nachbarn Château Suduiraut. Der 2009er, den Bordeaux-Panegyriker René Gabriel mit 20/20 Punkten bewertet und Parker mit bis zu 99/100 Punkten (wie unterscheidet der zwischen Maximum und annäherndem Maximum?), ist jedenfalls fabelhaft: ein Bouquet und Fruchtspiel, bei dem man während Stunden neuen Entdeckungen nachgehen kann. Opulent, aber auch mit toller Säure. Ich halte mich auch bei diesem Nonplusultra ans Format der halben Flasche.

**Château Suduiraut Premier Cru classé Sauternes 2009.** 14 %. Riegger. 37 cl, Fr. 50.70. [www.riegger.ch](http://www.riegger.ch)

## Mann mit Geschmack

Was macht eigentlich Andreas Caminada? Zum Stand der Dinge auf «Schloss Schauenstein». Von David Schnapp



Bewahren und erneuern: Meisterkoch Caminada.

Andreas Caminada hat es ja auch nicht leicht. Nicht, dass man mit dem Bündner Spitzenkoch – rätoromanisch: «Cuschinier Striun Grischun» – Mitleid haben müsste. Aber wer so früh so viel erreicht hat, wie der bald 38-Jährige, braucht viel Ausdauer, um das Erreichte nicht zu verlieren und gleichzeitig voranzukommen. Einerseits, weil er sich selbst nicht langweilen will, andererseits, weil er seine Gäste überraschen möchte.

Ich habe es mir sozusagen zur schönen Aufgabe gemacht, ein- bis zweimal im Jahr zu überprüfen, was der Stand der Dinge ist auf «Schloss Schauenstein», wo Caminada mit viel Geschmack – ebenso für Lebensmittel wie für Inneneinrichtung oder Grafik – einen Ort geschaffen hat, der wie kein anderer im Land hervorragendes Essen zu einem beeindruckenden Gesamterlebnis macht: Caminada und sein Restaurantleiter und Sommelier Oliver Friedrich sind ein Dream-Team der Gastfreundschaft auf höchstem Niveau.

## Strahlende Sterne

Die Ästhetik von Caminadas Gerichten wurde so oft kopiert, dass er gezwungen war, immer weiter voranzugehen, sich Neues einfallen zu lassen. Der Charme dieser Gerichte liegt in einer Mischung aus gestalterischer und technischer Meisterschaft, die in Verbindung mit oft einfachen Produkten ihren Zauber entfacht. Im



Einstieg ist das etwa eine Art Berliner mit Schinkenfüllung, daneben, unter Schinkenschaum, ein Schinkentapioka: abwechslungsreiche Texturen mit würzigem, kraftvollem Geschmack. Oder dann eine Forelle aus dem Val Lumnezia, erst gebeizt, dann geräuchert und kombiniert mit einem warmen, dichten Forellenfond sowie Spielereien von der Rande (als Eis, knuspriger Chip, säuerlich eingelegt): die Produkte einfach, das Ergebnis dennoch komplex.

Bewahren und gleichzeitig erneuern, dieser Aufgabe stellt sich Caminada immer wieder. Zum Menü gehört etwa fast grundsätzlich die Langustine (zum Glück). Sie wird heute kurz gebraten und zum Tatar geschnitten, mit Kürbis kombiniert und mit Sanddorn. Die Beeren setzen ein süßsaureres Ausrufezeichen mit Kräuternoten, und das alles wird kraftvoll zusammengehalten von einer samtigen, konzentrierten Langustinen-Bisque.

Die Dinge also stehen sehr gut auf «Schloss Schauenstein». Andreas Caminada hat zum Glück immer neue Ideen, in der Küche ebenso wie ausserhalb. So bleibt er einer der wenigen Schweizer Spitzenköche, deren Sterne über das Land hinausstrahlen.

## Restaurant Schloss Schauenstein

Schlossgasse 77, Fürstenu. Tel. 081 632 10 80  
Mittwoch (nur abends), Donnerstag bis Sonntag (auch mittags).  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Abenteuer, entspannt

Kein Firlefanz, solide Technik: Die Marke Skoda ist in der Schweiz beliebt. Und man versteht schnell, warum. *Von David Schnapp*

Auf Platz zwei der Rangliste der meistverkauften Autos der Schweiz liegt der Skoda Octavia und auf Platz eins der fast unvermeidliche VW Golf. Interessanterweise basieren beide Autos auf der selben Plattform (VW Golf VII), die im Volkswagenkonzern die schicke Bezeichnung Modularer Querbaukasten (MQB) trägt. Während der Golf als Weltauto strahlt, eine Ikone auf Rädern, ist der Octavia ein stiller Held. Das ideale Auto für die Schweiz, könnte man sagen.

Meinen Testwagen, den Skoda Octavia Scout, bezeichnet der Chef der tschechischen

Automarke, Prof. Dr. h.c. Winfried Vahland, als «äusserst vielseitig einsetzbaren Crossover-Kombi» (Presseinformation). Im Gegensatz zum normalen Kombi wird der Scout – den Namen müsse man sich bei Skoda verdienen, sagt Vahland – ergänzt mit Offroad-Zubehör wie Unterbodenschutz, Kunststoffseitenleisten, mehr Bodenfreiheit und einem modernen Allradantrieb. Skoda bezeichnet den Octavia Scout als «echten Abenteuerer für Familie und Freizeit», ich selbst sah das Abenteuer eher entspannt.

### «No bullshit»

Crossover-Fahrzeuge, die je nach Hersteller bloss optisch, im Idealfall aber auch technisch auf schwierige Strassenbedingungen getrimmt werden, sind beim Publikum ein beliebtes Genre. Vielleicht ist das jenes Quantum Abenteuer, welches ein durchorganisiertes und durchreglementiertes Dasein lebendig macht. Tatsächlich hat die Aura des Unverwüstlichen eine gewisse Anziehungskraft. Der Octavia Scout beispielsweise sieht – auch wegen seines zeitlosen Designs – aus, als könne man damit

sehr, sehr lange Freude haben. Und so, als könne einem währenddessen nichts passieren.

Insider übrigens bevorzugen Skoda, weil die Marke auf Basis sehr solider Technik gebaut ist, aber auf technischen Firlefanz weitgehend verzichtet. Dieser *no bullshit*-Ansatz wirkt sofort überzeugend. Ich sitze auf gut geformten Leder-Alcantara-Sitzen in einem aufgeräumten Cockpit, das man nach dreissig Sekunden verstanden hat. Ein vielfältiges Multimedia-Angebot und eine Zweizonen-Klimaanlage gibt es, gleichzeitig aber bleibt die Auswahl an Assistenzsystemen übersichtlich: Ein etwas umständlich am Blinkerhebel angebrachter Tempomat, eine Berg-Anfahrhilfe und eine Einparkhilfe gehören zur Serienausstattung.

Mit einem Zwei-Liter-Turbodiesel ist der Scout vernünftig und ausreichend motorisiert: 184 PS und 380 Nm Drehmoment bieten genügend Kraft, um wahlweise im Stadtverkehr einen kleinen Zwischenspurst hinzulegen oder dann gar einen Anhänger zu ziehen, falls das ins persönliche Abenteuerkonzept gehört. Vernünftig deshalb, weil der Testverbrauch mit dem bekannten Sechs-Gang-Doppelkupplungsgetriebe von Volkswagen sich bei rund 6 bis 6,5 Liter einpendelt, was ein guter Wert ist. In den zwei Wochen, in denen ich den Skoda fuhr, musste ich auch nach mehreren hundert Kilometern keine Tankstelle aufsuchen. Tankstellen sind ja kein Ort für Abenteuer.

### Skoda Octavia Scout 2.0 TDI

Leistung: 184 PS, Hubraum: 2000 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 219 km/h  
Preis: Fr. 41 450.–; Testwagen: Fr. 44 820.–





«Phänomen der Medienschlampe»: Gerichtspsychiater und Psychotherapeut Gmür, 69.

MvH trifft

## Mario Gmür

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit und lange Antworten von einem sogenannten Star-Psychiater.

Wie ernst ist es Ihnen mit diesem Büroklammern-verbiegen-Buch [sein neues Buch «Büroklammern verbiegen» erscheint im Verlag Kein & Aber, Zürich]?» – «Also für mich ist alles ernst, was auch Spass ist. Entstanden ist die Idee als Kunstwerk, Patienten – meistens solche, die einen Überschuss an Aggressionen oder Energie hatten – sass am Tisch [in seiner Praxis, in der dieses Gespräch stattfand] und haben an Büroklammern herumgebogen und, in einem kreativen Schub, dem Gestalt gegeben. Und ich hab für mich, über Jahre, eine kleine Ausstellung damit gemacht. Ich hab immer gesagt: «Ich mache mal ein Fotobuch daraus.» Weil jede Klammer ist einmalig, entstanden aus einem halbunbewussten, fast traumhaften Zustand. Ich will jetzt nicht die ganze Geschichte erzählen ...» (Er erzählt sie dann doch, und es dauert 12 Minuten 57 Sekunden, bis er dort ankommt, wo der Verleger – dieser wollte ein Psychotestbuch herausbringen, weil ein solches

wahnsinnig gut verkaufe – sagt: «Gut, wir machen einen Best- und Longseller.»)

Mario Gmür, 69, Psychiater, Psychotherapeut und Psychoanalytiker. Er ist zudem Autor zahlreicher wissenschaftlicher Texte, mehrerer Sachbücher sowie eines Erzählbands plus Privatdozent an der Universität Zürich. Wenn man seinen Namen in die Suchmaschine der Schweizer Mediendatenbank eingibt, werden 94 Artikel gefunden (in den vergangenen vier Jahren erschienen). Einige davon schrieb er selber, etwa für die *Schweizerische Ärztezeitschrift* oder die *Neue Zürcher Zeitung*; in anderen wird über ihn berichtet, im *Tages-Anzeiger*, *Blick am Abend* oder in der *Basler Zeitung*, weil er zu Nacktwanderern, Nackt-Selfies, Spielsucht oder in seinen Augen fehlerhaften Gutachten anderer Psychiater etwas *on the record* sagt. Gmür, der zu den Freudianern zählt, lebt und arbeitet in Zürich. «Wenn man als Journalist was wissen will über irgendein Thema, ruft

man Sie an. Hatten Sie nie Angst, als «rent-a-quote» wahrgenommen zu werden?» – «Doch, das Phänomen der Medienschlampe ... Ich hab eigentlich immer abgelehnt, wenn's um Sachen geht, die rein boulevardesk sind, oder um Patienten, also Fälle. Hingegen hab ich mich immer zur Verfügung gestellt bei der Spielsucht – dort musste ich, aus politischen Gründen [er war mitverantwortlich, dass die Volksinitiative gegen Geldspielautomaten zustande kam; solche wurden schliesslich im Kanton Zürich verboten] – oder der Forensik, weil ich dort engagiert bin, und auch beim Medienopfersyndrom [Titel eines Buchs von ihm, das 2002 erschien]. Dazu äussere ich mich rein, ich will nicht einmal sagen «fachlich», sondern sachlich.» – «Sie machen Medienkritik – und arbeiten zusammen mit, ich sage mal, eher problematischen Zeitungen wie *Blick*, *20 Minuten* und so weiter.» – «Also der *Blick* hat sich diesbezüglich mir gegenüber korrekt bis überkorrekt verhalten, muss ich sagen. Zweitens, es gibt natürlich eine gewisse Abhängigkeit von den Medien, ich sage immer: «Wenn Klosettpapier nur von einer rechtsextremen Organisation zur Verfügung gestellt würde, müsst' ich es trotzdem benutzen.»»

«Sie sagen, verkürzt, der Strafvollzug solle Strafe vollziehen, nicht Täter therapieren. Weshalb eigentlich?» – «Nicht schlecht zusammengefasst, aber was ich sage: «Strafe ist Strafe, und Therapie ist Therapie.» Und Psychotherapie, davon rede ich, muss sich an die haus-eigenen ethischen Richtlinien halten. Das heisst, Psychotherapie als solche ist nicht repressiv, das ist der Strafvollzug. Psychotherapie basiert auf einem Vertrauensverhältnis. Und der Persönlichkeitsschutz muss gewahrt sein. Die heute herrschenden und tätigen Psychotherapeuten in der Justiz sind Strafvollstreckungsbeamte geworden. Das ist ein Skandal und wird sicher später einmal verurteilt werden.» – «Sie mit Ihrem Hintergrund [die Eltern waren Kommunisten, und er selber arbeitete in der Sozialpsychiatrie] müssten doch finden, der Mensch könne im Gefängnis resozialisiert und als verbesserter entlassen werden, nicht wahr?» – «Das ist eine Schwierigkeit, die man auch sonst kennt in der Medizin – der sogenannte Hospitalismus [Krankheiten auflesen im Spital]. Wenn immer man kann, soll man verhindern, dass jemand straffällig wird und in die Mühlen der Justiz kommt, in eine schlechte Gesellschaft. Von daher ist ein gewisser Pessimismus nachvollziehbar.» – «Wodurch wird der Mensch besser?» – «Moralisch besser? Dann, wenn er die Möglichkeit hat, seine Neigungen zu realisieren, wenn er Vertrauen fassen kann. Und wenn er zu Kritikfähigkeit erzogen wird.»

**Sein liebstes Restaurant:** «Zürich hat die Kaffeehauskultur verloren. In jedem Kaffeehaus, in das man geht, tönt dröhnender, partymässiger Techno-Sound.» «Weisser Wind», Oberdorfstrasse 20, Zürich, Tel. 044 251 18 45

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19					20				21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29			30			31		32
33				34	35			36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Wo ärztliche Geduld gefragt ist

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Eine Nacht wie diese kommt einem spanisch vor. 7 Täglich betrachte-ter Weichteil. 12 Sammelbegriff: ethnisch, afrikanisch. 15 Braucht's beim Hoop zum Hüftschwüngen. 16 Als die britische Post kein Internet kannte. 17 Wenn's schnell gehen muss, ist's wegen ihm. 18 Klar, das ist nicht mehr toll, sondern verhängnisvoll. 19 Er ist verrückt schnell. 20 Erfahrung sei eine Parodie auf sie. 22 Der Totschläger hat einen Vater, zumindest auf dem Papier. 23 Bei ihm reichen unsere Emotionen von Angst bis Zuneigung. 25 Ergibt mit IEC und ITU dann WSC. 27 Serengeti: vornehme Halbnomaden. 30 Poetischer Rauch der Liebe (setzt real auch Hiebe ab). 33 Toskanisches Flüsschen, Wasservogel – ein Wort. 34 Zeit für Erfolg wie Misserfolg. 37 Kurz geratener, aber hoffentlich erfolgreicher Abschluss. 39 Mal mit Q, hier mit K: Muslime kennen die richtige Richtung. 40 Worüber Golfer und Computerfreaks so reden. 42 Er schwimmt gegen den Strom, typisch für ihn. 45 Wales: ein Preserved County. 47 Sie besitzt Kleider, und das sind dann ... . 48 Alaska, Colville River: Forschungsstelle der USA im Niemandsland. 50 Bei ihnen kann es keine Träumereien geben. 51 Verlässliche Korrosions-Prävention. 52 Weitsichtige Brillenträger haben es dabei. 53 Er nervt Autofahrer. 54 Das Pronomen versteht sich gut mit der Gesamtheit.

**Senkrecht** — 1 Ein solcher Teil ist Teil des Outfits. 2 Liegt an der und fließt in die Donau. 3 Sie mag Flüsse und Teiche, weich ist ihr Fell. 4 Womit man in England Vorsitzender wird. 5 Schöne alte Zeit, mit solcher Gunst und Freundlichkeit. 6 Für Franzosen ist sie keine Einheit. 8 Der Online-Händler, fast schon eine mythische sie. 9 Militärisch, das straff organisierte Bündnis. 10 US-Soldat vereint sich mit Baba. 11 Sie und Fitzgerald - klingt jazzig. 13 Was das Maya-Reich in Mittelamerika, war es in Myanmar. 14 Diese fliegenden Insekten sorgen für gefährliche Infektionen. 21 Bild aus Japan: sorgt für vielseitige Bilder. 24 Zugeknöpft, und dann im Winter oft auch. 26 Womit Souci zum Schloss wird. 27 Mit ihr arbeiten Laboranten gerne. 28 Thomas Mann war so einer. 29 Mehrere Daten ergeben eines, sagt man heute so. 31 Beim rechtwinkligen Dreieck findet man sie. 32 Nur so ist Totec kultig und fruchtbar im Atztekenreich. 35 Entgegenkommen steht bei ihr nicht zur Debatte. 36 Die Art von Mut, sicher nicht von Wut geprägt. 38 Überwurf inklusive Kapuze. 41 Wie Snobs so sind. 43 Kein Sado, aber halt auch nicht so richtig Maso. 44 Ziemlich haarig, wie sie geheimnisvoll zwischen den Fronten tanzte. 46 Die Pforte von dort: wichtiges Durchgangstal in Marokko. 49 Eingeschränkte Turn- und Sportunion.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 407**

	P	A	U	L		G	A	N	G	S		E		B
	L	U	N	A	R		A		L	A	G	U	N	E
M	A	R	I	T		A	L	B	A	N	I	R		E
E	T	I	K	E	T	T	E		S	T	R	E	I	T
R	A	S	U	R		L		J	E	A	N			L
K			M	A	K	A	B	E	R		O	S	Z	E
M		S		N	A	S	E	N		S	T	A	U	
A	R	E	N		P		T	C	L	E		M	R	D
L	I	N	E	A	L		T	R	A	E	G	E	R	
	S	O		T	A	N	E		S	T	U	D	E	R
S	C	R	E	I	N		L		S	A	L	I	N	E
	H	A	R	M			U	N	F	A	L	L		L

**Waagrecht** — 1 PAUL (- Ein Alien auf der Flucht: Filmtitel) 5 GANGS 11 LUNAR (den Mond betreffend) 12 LAGUNE 14 MARIT (Mitra) 15 ALBANER 16 ETIKETTE 17 STREIT 18 RASUR 19 JEAN 20 MAKABER 23 OSZE 27 NASEN 28 STAU 29 AREN (dt.: Plural ebenfalls Ar) 32 TELE (griech. f. fern) 34 MRD 35 LINEAL 37 TRAEGER 39 SOUTANE 40 (Wachtmeister) STUDER (von Friedrich Glauser) 42 SCREEN 43 SALINE 44 HARM 45 UNFALL

**Senkrecht** — 1 (Manitas de) PLATA (wörtl. "Silberhändchen", Gitarrenspieler) 2 AURIS (lat. f. Ohr) 3 UNIKUM 4 LATERAN (-palast/-basilika) 6 AALE 7 (Stephanie) GLASER 8 SANTA (span. f. Heilige) 9 EURE (Reue) 10 BEETLE (Goldleiste ist ein Käfer; engl. f. Käfer) 13 GERNOT 14 MERKMAL 15 ATLAS 19 JENER 21 KAPLAN 22 BETTELN 24 SAMEDI (franz. f. Samstag) 25 ZURREN 26 SENORA 28 SEETAL 30 RISCH 31 NEUER (Torwart des FC Bayern und der dt. Nationalmannschaft) 33 LASSA 36 ATEM 38 GULL GUeLLe 41 REL

**Lösungswort** — **NARRENKOSTUEM**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



*Breguet*  
Depuis 1775

## Breguet, créateur. Hochfrequenz und höchste Präzision

Mit der Classique Chronométrie 7727 bündelt Breguet einzigartige Innovationen in einem Zeitmesser. Dank der mit 10 Hz getakteten Unruh und den magnetisch gelagerten Unruhzapfen bietet das Modell eine mittlere Ganggenauigkeit von -1 bis +3 Sekunden pro Tag. Diese neue Spitzenleistung bei der Präzision mechanischer Uhren wurde vor allem durch die meisterhaften Eigenschaften des Siliziums und des Magnetismus ermöglicht – jene neuen Meilensteine verkörpern den Innovationsgeist von Abraham-Louis Breguet. Wir schreiben die Geschichte fort...



**GPHG**  
GRAND PRIX D'HORLOGERIE DE GENÈVE  
2014  
"Aiguille d'Or" Grand Prix